Kennst du das Land?

Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens.

Herausgegeben
von
Julius R. Haarhaus.

Band XI.

Leipzig.
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1898.

Im glücklichen Campanien.

Von

Dr. R. Schoener.

Leipzig.
Druck und Verlag von C. G. Naumann.
1898.

Inhaltsverzeichniß.

Im glücklichen Campanien.

I.

Aus der Campagna nach Campanien.

(1892.)

Auch wer niemals eins der vortrefflichen Bücher von Nicolai, Westphal, Nibby, Tomassetti, Sombart in Händen gehabt oder, sei es mit, sei es ohne Freund Bädeker oder Gsell-Fels die „schöne, trümmerübersäte, licht- und farbenreiche Flur" durchwandert hat, weiß Dank Zeitungen, illustrirten Blättern und Bildersälen etwas von der römischen Campagna. Auch der Nichtgelehrte weiß, daß Campagna di Roma nicht dasselbe ist wie Campanien; aber auch unter den Gelehrten giebt es zweifellos Manchen, der sich über die Beziehung der beiden offenbar verwandten Bezeichnungen ebensowenig klar ist, wie beide Gattungen von Reisenden, wenn sie in früheren Zeiten längs der erinnerungsreichen Via Appia oder auf der Via Latina gen Süden pilgerten und heute im Schnellzuge das Sacco- und das Liristhal durchfliegen, sich die Frage zu beantworten pflegten, wo sie die Grenze beider Gebiete überschritten und ob wohl das eine unmittelbar an das andere angrenze.

Beide Namen sind nicht sehr alt. Der im dritten vorchristlichen Jahrhundert lebende griechische Geschichtsschreiber Timaios gebraucht zum ersten Male den Namen Campania

zur Bezeichnung der Landschaft der Campaner, die im Großen und Ganzen das Land vom Flusse Volturnus bis zu den Bergen der Sorrentiner Halbinsel, vom Tifata und Monte Vergine bis zum Meere bewohnten. Ganz feste Grenzen lassen sich nicht angeben, wie auch das Land nie ein staatliches Ganzes gebildet hat. Nördlich vom Volturnus besaßen die Campaner — aber nur bis 318 v. Chr. — das falernische Gebiet, während in der Ebene von Teanum seit unvordenklichen Zeiten der Stamm der Sidiciner ansässig war und das weinreiche Cales den Aurunkern gehörte, in deren Lande die Römer im 4. Jahrhundert die Colonieen Minturnae, Suessa und Sinuessa anlegten. Seitdem bildete der Volturnus die Grenze zwischen Campanien und Latium. Die Griechen des vierten Jahrhunderts nannten beide Landschaften sammt Etrurien nach dem dominirenden und die Küsten beherrschenden Seefahrer- und Handelsvolke Tyrrhenia. Ihre eigenen Colonieen an den Küsten und auf den Inseln: Neapolis, Kyme, Dikaiarchia, Prochyta, Kapriai, rechneten die Griechen nicht zu Campanien. Den Römern war es nur das Gebiet des mächtigen Capua und der Nachbarstädte. Beloch sagt: „Erst Polybios, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, kennt Campanien in unserem Sinne; nur rechnet er jenseits des Volturnus schon Cales, Teanum, Sinuessa dazu. Nun dehnt sich der Begriff Campanien immer weiter aus; den Schriftstellern der ersten Kaiserzeit sind Gaëta und Formiae campanische Städte; und als im dritten Jahrhundert die Römer ihre Provinz Campanien bildeten, theilten sie ihr fast ganz Latium und das Hirpinerland zu."

Auch in der Eintheilung des Augustus umfaßte die erste Region, Campania, ganz Latium bis zum Tiber und den Städten Fidenae, Tibur, Sublaqueum mit, und ebenso blieb nach Diocletians Eintheilung Latium in der Provinz Campania einbegriffen. Das Mittelalter, welches diese Zusammengehörig-

keit wieder auflöste, schuf andere Bezeichnungen für die unter verschiedene Herren gerathenden Theile der alten Campania felix, die schließlich zu einem Bestandtheile des Königreiches Beider Sicilien wurde. Ihr Name blieb an dem nördlichen Theile der augustischen und diocletianischen Provinz, dessen ursprüngliche Bezeichnung Latium während der Vereinigung in den Hintergrund getreten war, haften und nahm später die italienische Form „Campagna" an.

Hieraus erklärt sich zur Genüge, daß im weiteren Sinne die „Campagna di Roma" den ganzen, ungefähr mit dem älteren Latium zusammenfallenden südlichen Theil des ehemaligen Kirchenstaates und der heutigen Provinz Rom umfaßt: nämlich das Gebiet vom Tiber bis zum oberen Liris und den Aurunkerbergen, nicht dagegen das ursprünglich etruskische Land nördlich vom Tiber. Wohl aber rechnet man in einem anderen, engeren Sinne auch dieses Land, soweit es nicht bergig, sondern flach oder mäßig hügelig ist, zur Campagna di Roma: nämlich im Sinne des schon seit dem Alterthume und besonders unter den Päpsten eine gesonderte Stellung einnehmenden römischen Weichbildes und Stadtbezirkes. Als solcher führt die Campagna — hier vielleicht von einem Vulgär-Adjectiv campaneus in der Bedeutung „flach, eben" abzuleiten — auch den Namen Ager Romanus und reicht vom Braccianersee bis zu den Albaner Vulcanen, von den Sabinerbergen bis zum Meere, einen Flächenraum von etwa zweitausend Geviertkilometern einnehmend.

Ein gütiges Geschick hat es mir erlaubt, oft und auf verschiedenen Wegen zwischen der Campagna und Campanien hin und her zu wandern und zu fahren. Wer nur einmal in der schönen Jahreszeit, namentlich im Frühling, diese Reise gemacht hat, wird sich aufs Angenehmste enttäuscht gesehen haben, falls er erwartet hatte, auch in dieser Zeit vor den Thoren der ewigen

Stadt eine „fieberschwangere Wüstenei" anzutreffen. Zunächst erweist sich, selbst bei ganz flüchtigem Durcheilen, die mehrere Kilometer breite Zone im näheren Umkreise Roms als ein Garten im besten Sinne des Wortes. Ununterbrochen reihen sich Blumen-, Baum-, Gemüse- und Wein-Pflanzungen aneinander. Jeder Fußbreit Bodens ist bebaut und trägt Frucht. Dank den reichlichen Regengüssen des Monats März ist Alles grün, soweit das Auge reicht. Weiße und rothe Blüthenbäume umstehen die schmucklosen aber malerischen Bauernhäuser und Osterieen, dunkele Cypressen und Pinien die Villen und größeren Gutsgehöfte. Hohe Bogen der Wasserleitungen, epheuübersponnene Ruinen auf dem blauen Hintergrunde der Sabinerberge, hoch mit Weinfäßchen beladene zweiräderige Karren und reitende Campagnolen auf dem antiken Pflaster der Landstraße, parkumgebene Landhäuser mit Gitterportalen, welche gelbgerandete Opuntien und Marmor-Statuen schmücken, einsame Tavernen mit weiten Thor-Einfahrten, von einer mächtig schirmenden Pinie überschattet, auf einer Bodenerhebung eine kegelförmige Schäferhütte, neben der die riesigen weißzottigen Hunde Wache halten — Alles das wechselt schnell ab. Etwa fünf bis sechs Kilometer von der Stadt gehen die Gärten mehr in Felder und Weidegründe über. Hier schweift das Auge über endlose Strecken wogender Aehren, die schon anfangen, sich gelb zu färben. Hier geht der Pflug, von den großen Ochsen gezogen, durch den röthlichen und grauen vulcanischen Boden; hier ziehen langsam, von den träumerischen Hirten in Ziegenfellhosen und spitzen Hüten und von den bösartigen Hunden bewacht, die großen Wanderheerden aus den Abruzzen hinter den leichten Holzzäunen langsam grasend dahin, abwechselnd mit Heerden der halbwilden langmähnigen und langgeschwänzten Campagna-Pferde, welche der sausende Eisenbahnzug nicht mehr erschreckt, während ein Reiter mit dem Lasso sie in wilde Flucht setzt.

Der Himmel ist leicht verschleiert, und der schneebedeckte Terminillo wie der einsame wellenförmige Soracte, der über den dunkeln Cypressenmassen des Campo Santo aufsteigt, erscheinen wie bläuliche Duftgebilde. Dafür wird das mit Kastanienwäldern, Weinbergen und wohlhabenden Ortschaften bedeckte Albanergebirge, dem wir uns schnell nähern, immer höher und deutlicher sichtbar. Ein frischerer Lufthauch belehrt uns, daß wir den tiefgelegenen Theil der Campagna mit seinen baumlosen durchfurchten Ebenen bald hinter uns haben werden. Gruppen von zartgrünen Eukalyptus-Bäumen umstehen die Stationshäuser und manche neuere Gutshöfe. Sie sollen dem Malariafieber wehren; indessen giebt es ihrer noch zu wenig, und gelbe, eingefallene Gesichter mit welken Wangen und müden Augen zeigen, daß sogar das vorjährige Fieber noch nicht besiegt worden ist.

Wo die Eisenbahn eine der großen, vom Süden gen Rom ziehenden Landstraßen kreuzt oder in ihre Nähe kommt, sieht man die schwerfälligen alten Landkutschen dahin rollen, mit drei bis vier magern Pferden oder Maulthieren bespannt, mit Gepäck hochbeladen, vollgepfropft mit Frauen in hellen Kopf- und Schultertüchern, verschlafenen Kindern, rauchenden und discutirenden Geschäftsleuten, Geistlichen in abgeschabten schwarzen Röcken und Hüten.

Immer häufiger und ausgedehnter werden in dem Maaße, wie die Bahn aufsteigt, die schwarzen Flächen gepflügten Landes, die Korn- und Maisfelder, die eingehegten Gemüsepflanzungen. Bald machen dieselben den Weinbergen und Obstbaumpflanzungen Platz, die den Hauptreichthum der „Castelli Albani" ausmachen. Aus dem saftgrünen Boden sind um jeden Olivenstamm herum quadratische Stücke herausgeschnitten, um den Dung wirksamer zu machen. Der Boden besteht aus Tuff und Lava der vorgeschichtlichen Eruption der

Albaner Vulcane. Man kann ihre Lagerung in den tiefen Bahn-Einschnitten bequem betrachten. Wenn der Zug aus einem der Einschnitte hervorschießt, sieht man die Obstbaum-pflanzungen wie einen graugrünen Wald über die welligen Hügel aufwärts bis zu den malerisch aufgebauten Städtchen, abwärts scheinbar bis zum Meere ziehen, welches in einem blauen Streifen im Westen sichtbar wird. Das Auge erfreut sich an den mannigfachsten Abstufungen des Grüns, welche durch das weidenähnliche Olivenlaub, die dunkeln Lorbeer-, Cytisus- und Lentiscus-Sträucher, das zarte Rebenlaub, die eben hervor-brechenden gelbgrünen Spitzen an den nackten gespreizten Feigen-Aesten, die ernsten Blättermassen der immergrünen Eichen usw. hervorgebracht werden.

Nach Umgehung des Albaner-Gebirges in einem weiten, von Marino bis Valmontone reichenden Halbkreise, wendet sich die Bahn in einer scharfen Ostbiegung in das Thal des Sacco zwischen den Volsker- und Hernikerbergen hinein. Es ist weniger ein Thal als eine wellenförmige, langgestreckte und gewundene Ebene, über deren schwarzen welligen Boden große weiße Ochsenpaare den alterthümlichen Pflug ziehen; aus ihr erheben sich auf grünumbuschten, gelbbraunen und grauen Tuffhügeln verfallene Thürme und Burgen, an deren Fuß schmale, nur im Winter und Frühjahr vorhandene Bäche in zahllosen Windungen vorbeiirren. Kegelförmige und anders gestaltete, schwärzliche Strohhütten dienen hier auch den Land-arbeitern und Bauern zur Wohnung, die von dem Geflügel und den schwarzhäutigen Schweinen als Hausthieren getheilt wird. Selten sieht man ein Steinhaus, das man überdies in manchen Fällen als unbewohnt und unbewohnbar erkennen würde; denn thatsächlich nimmt die Zahl der Gehöfte und bewohnten Gebäude in der Campagna — ein Hohn auf die pomphaft angekündigten „Bonificirungen" — noch immer stetig

ab. Die Bebauer dieser Gelände wohnen droben in den das Auge des Malers und des Reisenden entzückenden Bergnestern mit den uralten Namen Segni, Artena, Anagni, Ferentino, Frosinone usw. Stundenweit haben sie Morgens und Abends von und nach den Feldern zu gehen, stundenweit die Ackergeräthe, die Sämereien und die Erntefrucht auf dem eigenen und dem Eselsrücken zu schleppen.

Lange bevor jener hochgewachsene gesprächige Monsignore, der uns erzählt hat, daß ihn in Carpineto, dem Heimathsörtchen des Papstes, ein wichtiges Geschäft erwartet, und den wir auf dem von Kalkstaub bedeckten Halteplatz von Segni in eine solide Carrosse steigen gesehen, seinen hochragenden Bestimmungsort erreichen kann, sind wir aus dem römischen auf das neapolitanische Gebiet, aus der Campagna nach Campanien gelangt. Die Süd-Grenze des ehemaligen Kirchenstaates bildet der Liris. Ueber die Eisenbahn-Brücke, 112 Kilometer von Rom, 137 Kilometer von Neapel, gelangen wir in die Terra di Lavoro, den nördlichen Theil der zu Campanien gehörenden Provinz Caserta. Zunächst ändert sich der Charakter der Landschaft nicht bedeutend. Nur werden die Berge zu beiden Seiten höher und schroffer, und zur Linken zeigen sich in der Ferne Schneehäupter der Apenninen. Streckenweise könnte man sich in die Alpen versetzt glauben; unten saftige Wiesengründe, weidende Heerden, üppige Felder, darüber immergrünes Gebüsch und Laubwald, auf den Gipfeln blinkender Schnee. Doch erinnern Häuser und Ortschaften, Menschen und Thiere uns wieder daran, daß wir weit von den Alpendörfern, den sauberen Holzhäusern und freundlichen Ziegeldächern, den wohlhäbigen kräftigen Aelplern und dem wohlgenährten Alpenvieh entfernt sind, noch ehe bei Ceprano und Aquino der reichlichere Baumwuchs in der Ebene und die von Baum zu Baum sich rankenden Reben die Nähe der gesegneten „Terra di Lavoro“ verrathen.

Wo die nackten dürftig bewachsenen Kalkberge unmittelbar aus der fruchtbaren Ebene aufsteigen, sieht man Steinbrüche und Kalköfen, wo Knaben und Mädchen in zerlumpten bunten Trachten, barfuß oder mit Sandalen beschuht, in langen Reihen die schweren Lasten auf dem Kopfe tragen, dabei scherzen und singen, aber doch in fast unbewußter Geberde die offene Hand dem vorbeieilenden Zuge entgegenstrecken. An Stelle der langgehörnten weißen Ochsen werden hier auch vereinzelt die schwarzbraunen tückischen Büffel des sumpfigen Litorals als Zugthiere verwendet.

Bei Monte Cassino, dessen schloßartige Klostergebäude von steiler Höhe herabgrüßen, hört der Schnee auf den nahen Bergen auf. Das Land zeigt sich von Meile zu Meile besser angebaut. Die Strohhütten sind ganz verschwunden; alle Häuser sind von Stein, dem leicht zu bearbeitenden, an der Luft hart werdenden braunen Tuffstein, welchen der vulcanische Boden seit dem grauen Alterthum als bequemes und billiges Baumaterial darbietet. Er bedingt den hier auftretenden und bis nach Sicilien durchgehenden südländischen Haustypus: die würfelförmige Gestalt der regellos und unsymmetrisch aneinander geklebten Räume, die flachen Terrassendächer, die kleinen Fensteröffnungen, die steinernen Außentreppen. Meist sind sie ungetüncht, schmutziggrau, zuweilen blendend weiß, roth oder gelb getüncht. Die kleinen Dorfkirchhöfe sind von weitem durch ihre schwarzen Cypressenmassen kenntlich; die nahen Hügel sind entwaldet und nur mit dürftigen durch die Ziegen am Aufkommen gehinderten aromatischen Büschen und Kräutern bewachsen. Bei Mignano treten zuerst wieder ausgedehntere Olivenpflanzungen auf. Im Schatten derselben halten Bauernfamilien, sonnverbrannt und dürftig bekleidet, ihre frühe Mittagsmahlzeit; denn sie sind seit Sonnenaufgang bei der schweren Arbeit des Hackens und Jätens der Maisfelder. Breite, wie überall im Neapolitanischen gut

gehaltene Straßen durchschneiden die üppige Ebene, blendend weiß vom Kalksteinschotter und dem Staube, der unter den hohen Karrenrädern und unter den Hufen der glöckchen- und federgeschmückten Maulthiere in Wolken auffliegt.

In den Wellen des Volturnus, den die Eisenbahnbrücke wenig unterhalb einer altrömischen, durch Kaiser Friedrich II. wieder hergestellten Bogenbrücke überschreitet, spiegeln sich die grauen Mauern, die Thürme und Kuppeln Capuas. Die Brücke gehörte der alten Stadt Casilinum an. Das Capua der Römerkriege lag bei der nächsten Haltestelle unseres Zuges, dem heutigen Santa Maria mit dem Beinamen Capua Vetere. Mit den zahlreichen Bauresten scheint der ausgedehnte Ort die üppige Fruchtbarkeit der alten Stadt geerbt zu haben. Schwer mit goldenen Früchten beladene Orangen- und Citronen-Bäume, Maulbeerbäume in langen Reihen, durch Rebengewinde verbunden, darunter saftig-grüne Getreidefelder, soweit das Auge reicht!

Immer dichter drängen sich die Ortschaften und Bauernhäuser, je mehr wir uns Neapel nähern, als dessen Wahrzeichen zur Linken der dunkelblaue Vesuv auftaucht. Spärlicher Rauch schwebt über ihm gleich einer dünnen Wolke, so daß wir ihn verkennen könnten, wenn seine Gestalt uns nicht zu vertraut wäre. Die Bodenzertheilung ist hier im Gegensatz zu Mittel- und Ober-Italien aufs äußerste gesteigert; ebenso die intensive Cultur. Wie ein aus winzigen unregelmäßigen Fetzen zusammengestückter Teppich sieht die Flur aus, die in Streifen und Zwickeln mit den verschiedensten Garten-, Feld- und Nutz-Pflanzen angebaut ist. Alles zeigt die sorgsamste Bearbeitung und Bewässerung, die unverdrossene Ausnutzung jedes Fleckchens dieses unerschöpflichen Bodens. Ueberall sind die Schöpfräder und die Ziehbrunnen mit den überlangen Schwengeln in Thätigkeit, ohne welche bei der Unregelmäßigkeit des Regen-

falles der unausgesetzte Fruchtgewinn eine Unmöglichkeit wäre. Strotzende Fettpflanzen zeugen von dem Reichthum des Bodens; Palmen und riesige Opuntien lassen die Nähe des Meeres ahnen, das auch Sicilien und Afrika bespült.

Die Vorstädte, welche wir vor der Einfahrt in den weiten Neapeler Bahnhof und nach kurzem, kaum zu einer Leibesstärkung ausreichenden Aufenthalte bei der Weiterfahrt durcheilen, überraschen durch Lärm und Gewimmel, dessen wir uns durch langen Aufenthalt in dem ernsten Rom entwöhnt haben. Ueberall kreischende Weiber, halbnackte Kinder, peitschende, gesticulirende Rosselenker, sausende „Carrozzellen" und Karren, Schellengeklingel, Gesang, Rufe der Verkäufer; überall hellfarbige Häuser, flatternde Wäsche an Fenstern und Eisenbalconen, Haufen von lockenden Früchten, hohe Gemüselasten auf Eseln und Karren.

Ein ähnliches Schauspiel bieten die mit Gärten, Villen, Lavahügeln abwechselnden Ortschaften, welche der Zug durchfährt, bis er am Südfuße des Vesuvs landeinwärts sich wendet. Die blauen Wasser des Golfs, welche stellenweise über den dunkeln vulcanischen Sand und die Lavaklippen bis fast an die Schienen spielen, locken das Auge ebenso an wie die mit einer Perlenschnur von lachenden Oertchen umsäumte, mit südlicher Vegetation bekränzte Küste und der majestätisch aufragende Feuerberg. Zur Rechten erheben sich wie bläuliche Duftgebilde die lockenden Inseln Ischia, Procida, Capri aus den Fluthen; vor uns ragt über dem waldumsäumten gewerbreichen Castellamare der mächtige Monte S. Angelo an der Wurzel der Sorrentiner Halbinsel auf. Am Strande sieht man Fischer mit Netzen hantiren, nackte Buben um die umgestürzten Boote jagen, in kleinen Buchten, durch Dämme aus Lavablöcken geschützt, die bauchigen Küstenfahrer mit den geflickten gelb-braunen Segeln schaukeln.

Die Vegetation, welche in beständigem Wechsel diesen vulcanischen Boden, dieses lachende, beständig von der Sonne geküßte, von den Meereslüften umschmeichelte Gestade das ganze Jahr hindurch schmückt, ist hier bereits noch weiter vorgeschritten, als in der „Terra di Lavoro". Die „Pergole" vor den Thüren der alle möglichen Formen aufweisenden, mit spitzen, flachen oder gewölbten Dächern versehenen Bauernhäuser sind mit schattenspendendem Reben- oder Feigen-Laub bedeckt. Der Anbau ist der sorgfältigste, den man sich denken kann; das junge Grün ist gegen die heißen Sonnenstrahlen geschützt; die Beete sind wie mit Zirkel und Lineal hergestellt, die Wasserrinnen und Aufhäufelungen schnurgerade angelegt; überall wird gepflanzt, gehackt, gejätet, an Rohrstäben aufgebunden, beschnitten, versetzt, gereinigt; überall sind die Ziehbrunnen und Wasserräder in Thätigkeit.

Bei Torre Annunziata sieht man fast alle flachen Dächer mit einer gelb-weißen Masse bedeckt. Es ist das Mehl und Getreide, welches zur Bereitung der Maccheroni dient, sammt den fertigen Nudeln, welche an Stangen zum Trocknen aufgehängt sind. Halbnackte gebräunte Arbeiter klettern auf und ab, oder bewegen die schweren Knethebel, oder lehnen ausruhend an den Thürpfosten der dicht bewohnten hellen Häuser, an denen der Zug vorbeifährt.

Dann verläßt er die Küste und biegt zwischen dem Vesuv und den Bergen von Castellamare landeinwärts. In geringer Entfernung erscheint Pompeji mit einem schmucken neuen Bahnhofsgebäude, den hohen grünen Wällen, hinter denen die merkwürdige, wiederauferstandene Stadt sich verbirgt, den grauen Mauern der neuesten Ausgrabungen am Stabianerthore, den einzigen, die man bei der Vorüberfahrt erblicken kann.

Die weite Ebene des Sarno muß jedes Auge erfreuen. Rechts ganz in der Nähe die hohen schön geformten bewaldeten

Berge, welche den Neapeler Golf von demjenigen von Salerno und Amalfi scheiden. In der grünen Ebene bis zum Vesuv und den schönfarbigen Apenninen Ortschaft an Ortschaft, dazwischen zahllose einzeln liegende würfelförmige flachgedeckte Bauernhäuser, meist mitten im Grün der Fruchtbäume, oft von einer oder mehreren Pinien überschattet. So weit man schaut, auch hier Fruchtgärten und Pflanzungen von Gemüse, durch graue Mauern umschlossen, über welche das dichte, dunkele Laub der Orangen- und Citronen-Bäume mit den goldenen Früchten nickt. Ueber eine Stunde fahren wir durch Pflanzungen von Artischocken, Erbsen, Bohnen, Kürbissen, Gurken, Melonen, Rübchen, Salat usw. Man ist beim Eisenbahnbau mit dem werthvollen Boden sehr sparsam umgegangen. Man kann vom Waggonfenster aus in die Bäume oder die Fenster der Bauergehöfte greifen.

Jenseits Nocera, der alten Nuceria Alfaterna, steigt die Bahnlinie an, um den Sattel der Picentiner Berge zu überwinden. Man erblickt laubgrüne Thäler und rauschende Wasser. Junger Laubwald steigt hoch an den zu oberst kahlen Bergen hinauf, während unten Feigen, Maulbeerbäume, rothblühende Judas- und Pfirsich-, mit weißem Blüthenschnee übergossene Mandel- und andere Obst-Bäume in reizvollem Gegensatz zu dunkeln Cypressen und epheubehangenen Mauern sich mit den Weinreben um den Platz streiten, die über terrassenförmigen hellgrünen Gartenbeeten an Stämmen und Stangen dem Himmelsblau zustreben. An den mit würzigen Kräutern bedeckten Hängen springen flinke schwarz und weiß gefleckte Ziegen umher; Tauben, Hühner, feiste Truthennen stolziren über das frisch besäete dunkele Erdreich, das mit blumenbedeckten Matten abwechselt. Auf den Maisfeldern steht die saftstrotzende Frucht schon über einen Meter hoch. Auf den Höhen liegen inmitten der Korn-, Lein- und Hanf-Felder zahlreiche Bauern-

häuser von behäbigem Aussehen; dazwischen fesseln graue runde Thürme den Blick. Sie dienen dem Vogelfang; denn der Paß zwischen den Golfen von Neapel und Salerno ist ein Durchzug für alle Wandervögel.

Auf der Paßhöhe liegt der saubere betriebsame Ort La Cava dei Tirreni, berühmt durch seine uralte Benedictiner-Abtei hoch oben auf einem Bergvorsprung. Nur mühsam erklimmt der mit zwei Locomotiven versehene Zug die Höhe, um gleich darauf durch Einschnitte in den bewaldeten Kalkfelsen steil nach dem nahen Meere hinabzueilen, wo sich plötzlich ein bezaubernder Blick auf das helle malerische Küsten-Oertchen Vietri, die herrlich geformte felsige Küste von Amalfi und das breit hingelagerte Salerno öffnet. Durch mehrere Tunnels und auf schmaler Bahn zwischen dem Gebirge und dem Ufer, das mit Oelbäumen und Reben bedeckt ist, erreichen wir die Hauptstadt des „Principato Citeriore", um nach wenigen Minuten Aufenthalt durch die üppig angebaute, zuerst schmale, bald sich erweiternde Ebene zwischen dem Hügelland und der flachen unbewohnten Küste weiterzurollen. Zunächst macht die Gegend den Eindruck großer Fruchtbarkeit und Behäbigkeit. Weithin wogen die Saaten, rauschen im Seewinde die blüthenschweren Fruchtbäume. In den ländlichen Osterieen sitzen trotz der frühen Nachmittagsstunde in schattigen Lauben die Trinker beim rothen überseeischen Wein und winken mit Tüchern und Hüten dem vorübersausenden Zuge nach. Ueber den Maisfeldern, Olivenpflanzungen und Fruchtgärten zur Linken erscheint wieder die schneebedeckte Hauptkette des Apennins.

Die Baumpflanzungen, Kornfelder, Weinberge und Wiesen haben hier durchweg keine auffällig große Ausdehnung. Bei Battipaglia erscheinen Anzeichen einer geringern Vertheilung des Grundbesitzes. Die kleinern Bauernhäuser werden seltener; an ihre Stelle treten spärlichere, größere, ödere Gutsgebäude,

deren vernachlässigtes Aeußeres den Pächter, nicht den Eigenthümer verräth. Die Felder nehmen größere Ausdehnung an; entfernter von den spärlichen Ortschaften, in welche die dünner und dünner werdende Bevölkerung zusammengedrängt ist, machen sie unabsehbaren Weidengründen und ganz unbenutzt liegenden Landstrecken Platz. Auch der Baumwuchs wird spärlicher. Büffelheerden von hundert und mehr Stück ziehen durch die wellige Ebene oder liegen träge in den sumpfigen Vertiefungen. Auf den gut gehaltenen glatten Straßen jagen hochbeladene zweiräderige Karren, von Maulthieren oder Eseln gezogen, in Staubwolken dahin.

Schon vor Battipaglia hat die Bahn sich vom Meere entfernt und den hier spärlich mit Unterholz und Gestrüpp bewachsenen Bergen genähert, an deren Hängen Schafe das harte Gras abweiden. Weiterhin werden die Gehöfte immer seltener, so daß man schwer einsieht, wie die weiten Getreidefelder bearbeitet werden. Hat man die dichte Häusermasse von Eboli mit ihrem Schloß hinter sich, so wird die Gegend noch reizloser.

Nach Ueberschreitung des Silarus (j. Sele), der Grenze zwischen dem alten Samnium und Lucanien, wird sie wieder bergiger. Bebuschte Ufer begleiten den stark strömenden Fluß, der stellenweise breite Geröllmassen abgelagert hat. Eichenwälder wechseln mit kahlen oder gestrüppbewachsenen Halden. Rechts thront der dunkele Alburnus mit zackigem Rücken, die Flanken mit Gehölz bekleidet, das noch laublos oder mit dürrem vorjährigem Laube bedeckt ist. In den Furchen und Mulden der Bergwände sieht man noch Schnee. Bald breit und zerfasert, bald eingeengt fließt der Silarus dahin. Das grüne baumbesetzte Hügelland ist noch immer gut angebaut; aber weit und breit ist kaum ein Gehöft oder Haus zu sehen. Die Pächter wie die Arbeiter wohnen in den hochgelegenen grauen Berg-

nestern und kommen meilenweit her, um das Land zu bauen und die Ernte heimzuführen. Dort zieht eine Schaar zu Fuß und zu Esel, mit den Ackergeräthen und Holzbündeln beladen, den steilen Saumpfad nach Contursi hinauf, das sich mit grauen Häusermassen hoch am Berge aufbaut.

Weiter geht es durch eine Anzahl Tunnels, die den grauen gebüschbewachsenen Kalkfels durchbohren. Wo der Fluß sich tief durch eine Felsenge zwängt, liegt gegenüber der nahe und drohend aufragenden Steilwand des Alburnus die Station Contursi. Gelbgrau sind die zerfressenen bebuschten Kalkwände; ein gelbgraues Schloß liegt auf einem steilen Hügel, der beide Straßen, die nach Eboli und die nach dem Süden führende, beherrscht, welche letztere jetzt auf einer eisernen Brücke den Fluß überschreitet.

Einen augenfälligen Nutzen haben die vielangefochtenen Eisenbahn-Conventionen, durch welche sämmtliche Bahnen Italiens dem Privatbetriebe überlassen worden sind, dadurch gehabt, daß sie die Gesellschaften zur Herstellung bequemerer und sauberer Bahnhofsgebäude veranlaßt haben. Wenn auch noch Vieles zu wünschen übrig bleibt, so starren diese Gebäude wenigstens äußerlich nicht mehr so von Schmutz wie früher, und besitzen zum Theil Wartesäle, in denen man sich ohne Widerwillen aufhalten kann. Dies wird allmälig noch besser werden, wenn das italienische Publicum gewisse Gewohnheiten ablegen wird, unter denen die durch das übermäßige und allgemeine Rauchen schlechten Tabaks veranlaßte und diejenige der kleinern Kinder, denen gegenüber dem Grundsatze „naturalia non sunt turpia“ im weitesten Umfange gehuldigt wird, die hartnäckigsten und anstößigsten sind, dessenungeachtet aber sogar in den Eisenbahn-Waggons gepflegt werden.

Wüßte man nicht, daß die Nudel die Nationalspeise des Unter-Italieners bildet, so würde man auf den Bahnhöfen

darüber belehrt werden. Maccheroni-Kisten aus Nocera, Pagani, Torre dell' Annunziata, Castellamare sieht man überall aufgeschichtet und auf den Landstraßen in langen Karrenreihen den Ortschaften zuführen.

Aber wir müssen dem Eisenbahnzuge entsteigen, wie verlockend es auch sei, uns von ihm nach Großgriechenland weiterführen zu lassen. Haben wir doch am Silarus bereits die äußerste Grenze des campanischen Gebietes überschritten, ja schon die in menschenleerer Haide unweit des blauen Meeres sich feierlich erhebenden Tempel von Pästum, der einst rosenduftenden Poseidonstadt, hinter uns gelassen. Zwar umfaßt die heute von den Italienern als Campanien bezeichnete „Region", aus den „Provinzen" Caserta, Neapel, Salerno, Benevent und Avellino bestehend, auch das alte Lucanien bis zum Golfe von Policastro, ferner das Gebiet der alten samnitischen Stämme der Picentiner, Caudiner, Hirpiner und Pentrer; aber bei der Ueberfülle des Stoffes, den diese von geschichtlichen Spuren und Erinnerungen ebenso wie von Naturschönheiten überquellenden Landstriche dem Schilderer darbieten, sollen die folgenden Plaudereien sich auf die altberühmte „Campania Felix", das Land zwischen dem munteren Liris und dem melancholischen Silarus, beschränken. Auch so wird in diesem kleinen Bande nur eine knappe Blumenlese aus den Fluren darzubieten sein, über die der Vesuv sein rauchgekröntes Haupt erhebt.

II.

Die Erzeugnisse der „Terra di Lavoro“.

(1879.)

Der nicht scharf zu begrenzende Landstrich zwischen Neapel, Aversa, Baja und dem Lago di Patria, der im Alterthum den Namen Laboriae oder Leboriae führte, wird von Plinius für den fruchtbarsten in ganz Campanien erklärt. Bezeichnete der Name damals nur den südwestlichen Theil der campanischen Ebene nordwärts von Cumae und Puteoli, den die Griechen die „phlegräischen Felder“ nannten, so hat er im Laufe der Zeit eine andere Bedeutung und Ausdehnung angenommen. Man versteht heute unter „Terra di Lavoro“ nicht nur die ganze Ebene vom Vesuv bis Capua, sondern auch noch das Land jenseits des Volturnus bis zum Liris.

Entgegen der verbreiteten Annahme, daß die Bewohner dieser Landschaft in sorglosem und üppigem Nichtsthun leben, verdient sie in vollstem Maße ihre Bezeichnung als „Land des Ackerbaues“. Nicht im Müßiggange besteht der Vorzug der Bewohner des „glücklichen Campaniens“, sondern darin, daß sie jahraus jahrein ohne Unterbrechung den gesegneten Boden bearbeiten können. Pflug, Hacke und Sichel ruhen hier niemals; wenn das Jahr nicht ungewöhnlich ungünstig ist, erzielt der fleißige Anbauer oder richtiger der Besitzer drei Ernten,

von denen die zweite manchmal ihrerseits dreifach ist, nämlich aus Erdfrüchten, Wein und Obst besteht, die gleichzeitig auf demselben Boden gedeihen.

Gelegentlich einer in diesem Jahr im sonnigen Caserta, dem Potsdam Neapels, veranstalteten Ausstellung konnte sich männiglich davon überzeugen, daß neben dem überraschenden Reichthume der mannigfaltigsten Bodenerzeugnisse auch der Fortschritt der Bodencultur, die Entwickelung der Industrie und die Hebung der im Neapolitanischen allzulange vernachlässigten Volksbildung der Beachtung und Anerkennung werth waren.

Ein Ausstellungslocal, wie es großartiger nicht zu wünschen war, bot der imposante Palast, den Karl III. von Bourbon mit der Absicht, die Königsbauten von Versailles und Madrid in den Schatten zu stellen, 1752 durch Vanvitelli beginnen ließ.

Eine eindrucksvolle symbolische Bedeutung liegt schon darin, daß jenes Monument zweckloſen Prunkes dem Bedürfniß friedlichen Wettkampfes einer freien, arbeitsamen Bevölkerung dient. In einem der vier großen Höfe des Schlosses sieht man in musterhafter Ordnung die neuesten landwirthschaftlichen Maschinen aufgestellt. Der prächtige, bis nach den Abhängen des Monte Tifata sich erstreckende Park hat sich für eine Pferde- und Rindvieh-Ausstellung, sowie für die der Blumen geöffnet. In den niemals ganz vollendeten Sälen des Westflügels haben die landwirthschaftlichen Producte, sowie die didaktische Ausstellung Platz gefunden.

Ceres war eine der Hauptgottheiten des alten Campanien; es hieß der „Speicher der Legionen", das „Getreidemagazin des römischen Volkes", und noch jetzt wird, wie es die Configuration der Ebene und die Bodenbeschaffenheit mit sich bringt, hauptsächlich Getreide gebaut. So erscheinen denn auf der Ausstellung alle die schon in der Vorzeit berühmten Getreidearten: vorzüglicher Weizen, Hafer und Roggen, aus dem einst

die Alica, jetzt Maccheroni bereitet werden. Eine große Ausdehnung hat auch die erst in der Neuzeit eingeführte Cultur des Mais gewonnen, der als Polenta, zu Brot verbacken oder auch in Kolben gesotten und geröstet, einen wichtigen Bestandtheil der Nahrung des gemeinen Mannes ausmacht. Zahlreiche Variationen wetteifern mit einander um den Preis der Größe der Kolben, der Schmackhaftigkeit und der Verwendbarkeit der Staude; denn auch diese wird, und zwar als Viehfutter, als Streu- und Flechtmaterial, viel benutzt. Nächst dem Getreide nimmt, wie früher, das Oel eine wichtige Stelle ein. Die Olive gedeiht vorzüglich an den trockenen und sonnigen Abhängen des Tifatagebirges, wo die zersetzte Oberfläche des Tuffbodens ihr die zusagendste Erde liefert. Die Pflege der Rebe steht dem gegenüber erst in zweiter Linie. Man läßt sie an den Pappeln, Ulmen und Maulbeerbäumen hinaufklettern, die reihenweise die Getreidefelder beschatten und zwischen denen sie die fruchtbeschwerten Ranken bildet, die den Fluren ein so festliches Aussehen verleihen. Wegen des Mangels an Pflege genießt der Wein der Ebene keines besonderen Rufes. Dennoch sind von einigen Orten, wie von Nola, S. Angelo in Formis, Aversa, Calvi — dem alten Cales —, Rocca d'Evandro, Capua u. a. Sorten gesendet worden, welche den alten Ruf des Falerners und Caleners retten. — An Gartenfrüchten sieht man natürlich Erstaunliches: Kürbisse von zwanzig verschiedenen Formen und Farben, grüne von der Dicke eines Armes und halber Mannslänge, kugelrunde von gelber oder dunkelgrüner Farbe, eiförmige, birnenähnliche, dunkel- und rosenrothe. Kaum minder zahlreich sind die Varietäten der Agrumi, der Melonen, eßbaren Rüben, Zwiebeln, Nüsse, Schwämme. Es kommen dazu die mannigfachsten Gemüse, die Kartoffeln, Lauche, Karruben, trocknen Feigen und Trauben, Hülsenfrüchte u. s. w. Die vortrefflichen Sorten des ausgestellten Hanfes beweisen,

daß auch dieses Produkt sich nicht verschlechtert hat und Cato nicht mit Unrecht die Seile von Capua lobte.

Noch erfreulicher, weil einen immensen Fortschritt bekundend, ist die „didaktische" Partie der Ausstellung. Ein paar der größten Säle sind angefüllt mit Proben der Unterrichtsmittel, Lehrplänen, Schulprogrammen, Berichten der Lehrer, Directoren und Schulcommissionen, und mit einer großen Zahl von Prüfungsarbeiten, Schulheften und anderen Zeugnissen der Schulthätigkeit. Dazu kommen die Handarbeiten aus den Mädchenschulen, den klösterlichen und Special-Anstalten, die Beschäftigungsmittel und Arbeiten der Spielschulen und Kinderbewahranstalten sowie Erzeugnisse der das Schulwesen betreffenden Industrie, wie physikalische Apparate, Karten, Schulbänke und -Tische, Zeichenutensilien u. ä. Unter den geographischen, naturgeschichtlichen und physikalischen Lehrmitteln sind viele deutsche. Die Reliefkarten der geographisch-artistischen Anstalt von Schotte in Berlin, Nagels Schulherbarium, die „Ausländischen Culturpflanzen" von Zippel und Bollmann, die Serie von illustrirten Naturgeschichten Gotthilf Heinrich von Schuberts, die „Naturlehre in Bildern" aus Nitzschkes Verlag u. a. können sich rühmen, bis nach Unteritalien vorgedrungen zu sein und als neuer Beweis der Schätzung deutscher Wissenschaft im Auslande dazustehen.

Nichts konnte besser als eine derartige Ausstellung den Beweis liefern, daß die Reorganisation des Unterrichts- und Erziehungswesens im geeinigten Königreich bereits reichen Segen gebracht hat und ferner zu bringen bestimmt ist. Aus allem, was man sieht, weht einem der Hauch eines neuen frischen Geisteslebens, des wiedererwachten Bildungsdranges und der bei Lehrern und Lernenden gleich lebendigen Freude an der Arbeit und ihren Resultaten entgegen. Man sieht, daß das Verständniß für die Forderungen der Zeit auch in diesen

geistig so lange vernachlässigten Regionen erwacht ist, und die in den wenigen Jahren erreichten Resultate bekunden glänzend die außerordentliche geistige Begabung der Bevölkerung, deren natürliche Intelligenz nur der Befruchtung und Pflege geharrt hat. Um so mehr sind kleine Ausschreitungen des Localpatriotismus zu verzeihen, wie z. B. die, daß auf mehreren von den Schulkindern gefertigten Karten der Provinz das betreffende Heimatsdorf durch einen Punkt von unverhältnißmäßiger Größe ausgezeichnet ist, oder daß ein Lehrer von Marcianise, einem obscuren Flecken bei Caserta, eine handschriftliche Sammlung von Biographieen der „berühmten Männer von Marcianise" angefertigt hat, die nicht weniger als 38 Namen umfaßt!

Von lobenswerthem Eifer zeugt auch ein letzter Zweig der Ausstellung, der einer Specialwissenschaft, der Archäologie, gewidmet ist. Auf die große Bedeutung Campaniens für die genannte Wissenschaft braucht nicht erst hingewiesen zu werden. Im Verhältniß zu dieser Bedeutung muß man den Umfang der Ausstellung geringfügig nennen, und die Veranstalter bekennen selbst, daß die Betheiligung hinter ihren Erwartungen weit zurückgeblieben ist. Nichtsdestoweniger bieten sich uns Einzelheiten dar, die von hervorragender Wichtigkeit sind, weil sie sich entweder auf neue und eigenartige Entdeckungen beziehen oder aber das Bekannte in neuem Zusammenhange und neuen Beziehungen erscheinen lassen. Bekannt ist der unerschöpfliche Reichthum des campanischen Bodens an antiken Vasen. Tausende von solchen sind in alle Welt zerstreut worden, Tausende sind im Privatbesitz und in den verschiedenen Sammlungen zu finden, die meisten zuletzt in den Museen von Neapel und Capua untergebracht. Mit den beiden letzteren sehr ansehnlichen Sammlungen kann sich nun die von Caserta an Umfang nicht entfernt messen. Dagegen enthält sie nicht wenige ganz neue, weil erst jüngst dem Boden entstiegene Stücke, so-

wie eine instructive Zusammenstellung der den verschiedensten Perioden und Stilarten angehörenden und deshalb einen Ueberblick über die Reihenfolge der Culturperioden gestattenden Thongefäße. Von den ältesten Beispeilen rohen korinthischen Stiles bis zu den schönen polychromen Erzeugnissen der Zeit Hannibals finden sich gemalte Vasen aller Stilepochen. Die anscheinend ältesten sind mit einfachen rothen und schwarzen Linien oder anderen kunstlosen Ornamenten bemalt. Es finden sich die aus blaßgelbem Thon gefertigten, auf denen die Malereien schwarzbraun und violett sind; diejenigen mit schwarzen Figuren auf rothem Grunde, endlich die mit rothen immer freier werdenden Figuren auf schwarzem glänzend gefirnißtem Grunde. Die Formen sind alle möglichen: Lekythen, Hydrien, Amphoren, Kratere, Oenochoen, Keleben, Phialen, Kyliken u. s. w. Auch archaisirende Imitationen des alten korinthischen und des attischen Stiles scheinen sich vorzufinden: so eine 35 cm hohe Amphora von Suessula mit zwei großen bärtigen Protomen von gelber Farbe und eingeritzten Umrissen. Ebenfalls aus Suessula stammen: Eine schöne Patera mit der Darstellung von sich übenden Epheben und einem sich striegelnden unbekleideten Jüngling; ein kleiner Mischkrug mit der einer komischen Scene entnommenen Figur eines Herakles Anapauomenos mit nacktem Oberkörper, bekleideten Beinen und der Maske und Keule, und ein anderer 21 cm hoher Mischkrug mit Darstellungen der Helena-Entführung und des Endes des trojanischen Krieges mit beigeschriebenen griechischen Namen. Auf der einen Seite sieht man Paris (Alexandros), der mit der Linken Helena fortzieht, welcher Aphrodite und Peitho folgen, während Aeneas gegenübersteht. Die andere Seite zeigt Menelaos, der drohend, die Hand am Schwertgriff, auf die erschreckte Helena losgeht, Aphrodite, die ihn zu besänftigen sucht, Chryseïs und Chryseus und unter einem der Henkel den auf einem Klappstuhl sitzen-

den Priamos. Neben seinem Namen liest man auch den des Malers der Vase: Makron, auf dem andern Henkel den bekannten des Verfertigers Hieron. Stil des Gefäßes und Charakter der Schrift ist archaisch. Es mag aus einer attischen Fabrik des vierten Jahrhunderts stammen und durch den Handel nach Campanien gekommen sein. Die griechischen Vasen zeigen vorwiegend die Darstellungen von bacchischen Scenen, Thaten des Herkules, Satyrn und Silene, Epheben, Scenen aus dem Gynäceum und dem Convivium, Krieger, Amazonen, Victorien, Episoden des trojanischen Krieges, Aurora und Cephalus, Hermes, Athene, und Centauren. — Von anderen Terracotta-Gegenständen finden sich: Antefixen, Porträtbüsten, Basreliefs, Thierfiguren, Hermen, Statuettchen, Lampen, Ziegel mit Inschriften — auch oskischen —, Aschenurnen und zahlreiche Votivgliedmaßen. Die letzteren sind an einzelnen Orten massenweise in tiefen Gruben gefunden worden, was wohl besser damit erklärt wird, daß man die im Tempel nicht mehr Platz findenden in seiner Nähe vergrub, als daß die Grube das Depot einer Fabrik von Votivfiguren gebildet hätte. Eine ganz eigenthümliche bisher nur auf einem einzigen Grundstück gefundene Gattung von Votivfiguren ist in mehreren Exemplaren vertreten. Es sind Tuffstatuen, eine sitzende Matrone darstellend, welche einen oder mehrere Säuglinge auf dem Schooße hält. Man hat der letzteren bis zwölf gezählt. Sie sind theils gewickelt, theils nackt, zuweilen an der entblößten Brust saugend, zuweilen ruhig im Arm liegend dargestellt. Ungefähr 150 dieser Statuen sind auf einem Haufen in der Nähe eines Tempels beim alten Capua aufgefunden worden, der einer Trias von Gottheiten geweiht war, von welchen die Jovia Damusa als Geburtsgöttin verehrt worden zu sein scheint.

Eine andere interessante Gruppe bilden die aus den Ausgrabungen von Suessula stammenden Gegenstände. Erst seit

wenigen Jahren ist die Nekropole dieser alten Aurunkerstadt, die neun römische Meilen von Capua entfernt an der Straße nach Nola lag, wiederentdeckt worden, und seit dem Frühjahr 1878 hat der Besitzer des Bodens, Baron Spinelli, systematische Ausgrabungen veranstaltet, die höchst interessante Resultate ergeben haben. Man findet nämlich neben- und übereinander Grabstätten aus ganz verschiedenen Epochen: unregelmäßige Steinhaufen, die über der Leiche aufgeschüttet sind, Gräber in Form von Sarkophagen aus rechtwinkelig behauenen Tuffsteinen, durch eine horizontale Deckplatte geschlossen; andere, welche einen dachförmigen Verschluß haben; endlich die Ziegelgräber der Kaiserzeit. Auch der mannigfache Inhalt der Gräber an Vasen, Waffen, Schmucksachen, Amuletten u. dgl. gehört sehr verschiedenen Stilarten und Epochen an und läßt oskischen und griechischen, sowie etruskischen und ägyptischen Einfluß erkennen.

Unter den aus der Spinellischen Privatsammlung nach Caserta gesandten Gegenständen zeichnet sich neben den Vasen eine Collection von Salbenfläschchen, Skarabäen und anderen Amuleten aus buntem Glasfluß, sowie eine solche von Frauenschmuck aus. Es sind Armbänder, Brochen und Spangen — letztere in besonders großer Zahl — aus einer Mischung von Gold, Silber und Kupfer, welcher man den Namen oro Spinelli gegeben hat. Wo der starke Oxyd-Ueberzug entfernt ist, schimmern die eleganten Kleinodien im hellsten Goldglanz. Ein Ring mit oskischer Namensinschrift ist der einzige dieser Art, der bis jetzt entdeckt ist, und wird den Namen seines Besitzers, Araphius Vibius, unsterblich machen. Einige Trinkgefäße tragen in etruskischer Schrift die Namen des Tinthyrius Grinius, Magius Tampianus und der Furia.

In die Klasse der thönernen Votivbilder gehören noch einige der eigenthümlichen ziegelartigen Stelen mit Relief-Emblemen und oskischen Inschriften, aus welchen die Namen

der schon oben erwähnten Göttertrias zu entnehmen sind, nämlich Jupiter Flagius, Jovia Damusa und Vesolia. — Die oskischen Gräber haben auch bemalte Thonziegel und Wandmalereien geliefert, die wie gewöhnlich, vorwiegend Kriegergestalten zu Fuß und zu Roß darstellen. Einige Mosaiken zeigen eine scenische Maske mit einer Blumen- und Blätterumkränzung und eine Gruppe von Priesterinnen.

Die Ausstellung verlassend will ich zum Schluß dem Erbauer des Palastes von Caserta einige Worte widmen, dem in diesen Tagen ein Denkmal errichtet worden ist, bei welcher Gelegenheit der verdiente Demetrio Salazaro in der Inaugurationrede manche bisher unbekannte Details über das Leben des Künstlers mitgetheilt hat. — Luigi Vanvitelli, im Jahre 1700 zu Neapel als Sohn des holländischen Malers Van Witel und einer Römerin, Aura Laurenzini, geboren, hatte seinen Vornamen von dem derzeitigen spanischen Vicekönig Luigi della Cerda, Herzog von Medina-Coeli, der sein Taufpathe war. In sehr jugendlichem Alter erwarb er sich einen Namen als Maler und schmückte in Rom, wohin der Vater nach Ausführung seiner Aufträge in Neapel sich begeben hatte, im Auftrage des Cardinals Acquaviva die Kirche S. Cecilia in Trastevere mit Fresken. An den römischen Monumenten konnte seine Vorliebe für das Studium der Architektur sich genug thun. Die Restauration des Palastes Albani in Urbino und die Erbauung der Kirchen der hh. Franciscus und Dominicus verbreiteten seinen Ruhm in ganz Italien. Es folgten seine Arbeiten am Hafen von Ancona, in Perugia, Pesaro, Foligno, Siena. Nach Rom zurückgekehrt wurde er von Benedict XIV. mit der Leitung der Arbeiten an der Peterskirche betraut und unternahm die Erbauung des großartigen Augustinerconvents. Das Studium der griechischen und der römischen Kunst galt ihm als unentbehrliche und werthvollste Grundlage der modernen Baukunst,

worüber er sich in seinen Briefen an die Minister der italienischen Staaten oft ausspricht. — Mit der Erbauung der Brücke über den Calore bei Benevent beschäftigt, welche den päpstlichen Schatz 20 000 Scudi kostete, studirte er mit Begeisterung den dortigen Triumphbogen Trajans und ließ ihn durch den Kupferstecher Carlo Nolli graviren. — 1751 berief ihn Carl III. nach Neapel, um ihm den glänzenden Auftrag zur Erbauung des Schlosses in Caserta zu ertheilen. Schon ein Jahr später waren die Pläne genehmigt und wurde der Grundstein zu einem der kolossalsten Gebäude des achtzehnten Jahrhunderts gelegt, das von nicht geringem Einfluß auf die Richtung der neu-italienischen Baukunst gewesen ist. Mit Fug und Recht weist Salazaro die noch immer wiederholte Anklage zurück, daß Vanvitelli das Amphitheater von Capua geplündert und seine Quadern, Säulen, Marmorplatten und Ornamente zum Bau des Palastes verwendet habe. Es giebt nicht nur keinen positiven Beweis dafür, sondern es hat auch jede derartige Vermuthung die größte Unwahrscheinlichkeit gegen sich, wenn man bedenkt, wie groß die Verehrung Vanvitellis für das Alterthum und alle seine Reliquien gewesen ist. — Zu begreifen aber ist die Entstehung der Vermuthung sehr wohl, da das erwähnte Verfahren ja lange Zeit in allen Theilen Italiens etwas gewöhnliches war, weshalb sich leider nicht alle derartigen Anklagen ebenso leicht entkräften lassen.

III.

Capua und das Land der Sidiciner.

(1876.)

Das heutige Capua, 856 n. Chr. an der Stelle des antiken Casilinum am linken Ufer des Volturno erbaut, ist eine wenig bevölkerte, aber als Festung und Bischofssitz ziemlich bedeutende Stadt. Sie liegt in fruchtbarer, ebener Gegend der „gesegneten Campagna", ist Knotenpunkt mehrerer Heerstraßen, auch Eisenbahnstation, und macht sich durch ihre Kirchenkuppeln und langgestreckten Gebäude schon von ferne sichtbar. Obwohl die Stadt einige interessante mittelalterliche und selbst antike Reste enthält, worunter eine große Zahl von Granitsäulen in der Kathedrale, ein schöner Sarkophag in der Unterkirche derselben u. a., so wird sie sehr wenig besucht und gehört zu den italienischen Städten, an welchen auch der nicht bloß touristische Reisende vorüberzugehen pflegt, weil er wichtigere Dinge zu sehen hat.

Ich kam an einem Sommertage in der Mittagsstunde auf dem dürftigen Bahnhofe an, ließ mich nach einigem Zögern durch den zungenfertigen Lenker eines staubbedeckten Wägelchens, das jeden Augenblick aus den Fugen zu gehen drohte, in sausendem Galopp nach der Stadt befördern und verbrachte die heißesten Stunden in einer kühlen, von den Officieren der Garnison be-

suchten Trattoria, deren dicke Besitzerin gar zu gerne herausgebracht hätte, in welchem Artikel ich reise; denn meine Handtasche konnte nach ihrer Ansicht nur Waarenmuster enthalten. Vielleicht hat sie sich von dem Irrthume durch den Augenschein überzeugt, während ich, die Tasche in ihrer Obhut lassend, rasch die Stadt besichtigte und von der durch Friedrich II. angelegten Volturnobrücke den rasch strömenden gelben Fluß betrachtete, an die zahllosen um seinen Besitz geführten Völkerkämpfe gedenkend.

Als ich zurückkam, einige Notizen machte und eine Karte consultirte, betitelte sie mich als „Professore" und belehrte mich ungefragt über die Entfernung nach S. Maria Capua vetere, der Stätte des antiken Capua, das in der That mein nächstes Ziel war. Es liegt etwa 4 Kilometer weiter südöstlich, weit genug, um die sämmtlichen Vetturine, die ich antraf, zu der Versicherung zu veranlassen, daß die „Eccellenza" unmöglich bei der Hitze diesen Weg zu Fuß machen könne. Ich begnügte mich, mit ironischen Blicken und landesüblichen Gesten mein Besserwissen und meinen Eigensinn zu bekunden und wanderte am Rande der Straße hin, durch den Schatten der Silberpappeln einigermaßen vor den Sonnenstrahlen geschützt und mich beglückwünschend, daß ich nicht wie die auf den zweirädrigen Wagen oder Maulthieren und Eseln Vorüberziehenden der Begleitung einer Staubwolke ausgesetzt war. Staub bedeckte die Blätter, die Feldfrüchte und das stachlichte Gerank und Gesträuch zu Seiten des Weges; Staub wurde von jedem der Karren aufgewirbelt, die mir begegneten, mit Holzkohlen, Früchten, Maccheronikisten beladen, mit Stieren und Eseln bespannt, die durch lauten Zuruf der Treiber und dröhnende Hiebe angetrieben wurden. Ein wolkenloser Himmel strahlte über der üppigen Landschaft, deren gedämpfte Farbentöne den Süd-Italien eigenen Charakter der Ruhe und Harmonie trugen, so daß ich nur den Anblick des Meeres noch zu haben wünschte, den man, einmal

daran gewöhnt, ungern vermißt. Da vor mir in duftiger Ferne steigt Ischia auf und der Vesuv und die Höhen des Golfufers, und mehren durch den Anblick die Sehnsucht nach den kaum verlassenen glückseligen Gestaden.

In Sinnen verloren war ich von der Landstraße auf einen Seitenweg gerathen, der sich allmählich zu einem Feldpfade verengte. Der Zufall wollte, daß es derjenige war, welcher direct zu den Ruinen des Amphitheaters führte, das mein Hauptziel war. Ein greiser Feldarbeiter, der für seine Artischocken die Erde auflockerte, bestätigte meine Vermuthung, daß ein grünumwucherter Trümmerhügel vor mir der gesuchte Alterthumsrest sei.

Das Amphitheater liegt einige hundert Schritte von der Straße entfernt in den Feldern und ist unter Gesträuch und Gestrüpp fast ganz verborgen. Ein elliptischer, wallartiger Umgang, der nicht überall ersteigbar ist, und ein auf dessen Innenseite befindlicher Graben schließen das Gebäude wie ein unnahbares Schloß ein. Auf einem Pfad arbeitete ich mich empor und konnte nun von oben bemerken, daß der eigentliche Eingang durch ein Gitterthor auf der Seite der Landstraße gebildet wird, wo man muthmaßlich auch ein Eintrittsgeld zahlt und einen Cicerone findet. An diesem Tage schien man nicht auf Besuch zu rechnen, wenigstens nicht an einen von der Rückseite her nahenden Eindringling zu denken; denn es blieb Alles still, auch als ich durch die hallenden Corridore schritt, und selbst ein rauchgeschwärztes Aufseherhäuschen, das zwischen die Arcaden hineingeklebt ist, schien ausgestorben.

Tiefe Stille herrschte in den imposanten Ruinen, die trotz der großen Zerstörung einen mächtigen Eindruck machen. Für mich wurde er verstärkt durch die völlige Einsamkeit, die sonnige Heiterkeit des Tages und den Umstand, daß ich das Gebäude auf einer Stelle betrat, die den schönsten Ueberblick gewährte. In

malerischer Unordnung erfüllen die seit Jahrhunderten herabgestürzten Trümmer den einem Graben ähnlichen Raum zwischen der Mauer des Theaters und dem Wall. Dichtes Gesträuch, üppiges Grün, Blumen und an vielen Stellen undurchdringliches Gestrüpp hat Alles überwuchert. Gras und Klee, Farrenkräuter, Akanthus, Brombeerranken, Feigen- und Maulbeerschößlinge schießen munter zwischen den gestürzten Quadern, Säulentrümmern und Mauerbruchstücken empor; Epheu und wilder Wein rankt sich um sie her. Kühler Schatten lagert hinter den mächtigen Mauern, unter den riesigen Gewölben, und nur hie und da blitzt ein Sonnenstrahl durch das geborstene Gemäuer. Bienen und Käfer summen, Blätterrauschen und Vogelzwitschern tönt dazwischen, und als ein Stein, von meinem Fuße angestoßen, hinabrollt, huschen ein paar Nachtvögel mit lautlosem Flügelschlage aus ihrem Versteck im Gemäuer.

Wäre das Amphitheater von Capua so gut erhalten, wie das römische Colosseum, so würde es wahrscheinlich diesem den Rang ablaufen, da es in seiner Anlage sehr interessante Einzelheiten aufweist. Zu diesen gehört vor Allem die Beschaffenheit der Arena, welche auf Pfeilern und Bogen ruht und ein ganzes System von unterirdischen Räumen und Gängen enthält, sowie andere helle Souterrains unter anderen Theilen des Gebäudes. An Größe kommt dasselbe dem Flavischen Amphitheater völlig gleich; wie dieses hatte es vier Geschosse übereinander, die aus Mauerwerk mit Travertinbekleidung aufgeführt waren, und faßte mehr als 60,000 Zuschauer. Sicher ist es auch eins der ältesten Amphitheater Italiens, was nicht Wunder nehmen kann, da Campanien die Heimath der Gladiatorenschulen, Capua durch die Ausdehnung derselben hervorragend und die Etrusker, denen die Stadt bis 424 v. Chr. gehörte, die Erfinder der Fechterspiele waren.

Von den oberen Geschossen sind nur Bruchstücke erhalten;

die Treppen und Sitzreihen, von denen z. B. im Amphitheater von Pompeji noch große Stücke erhalten sind, fehlen gleichfalls. Dagegen sind die mächtigen Corridore des unteren Stockwerkes und die Arkadenreihe desselben mit den Haupteingangsthoren trefflich erhalten. Die Höhe und Solidität dieser Corridore ist außerordentlich; ihr Mauerwerk hat den zweitausendjährigen Zerstörungseinflüssen getrotzt, mochten sie von barbarischen Händen, Kriegswuth, Erdbeben oder Witterung herrühren. Die unteren Arkaden sind aus roh behauenen Quadern aufgeführt und durch einen simsartig vorspringenden Steinkranz abgeschlossen, über dem die säulengeschmückten oberen Stockwerke sich erhoben, zu denen breite Steintreppen im Inneren hinaufführten. Die gewaltigen Blöcke, die, von oben herabgestürzt, aus dem Schutt und der Vegetationsdecke hervorschauen, geben von dem colossalen Charakter des Baues Zeugniß, der unter die imposantesten Ruinen des Alterthums gehört. Die Rundschau von seinen oberen Sitzreihen über die blühende Landschaft bis zu den Bergen der Volsker und Herniker, dem Vesuv und Mons Massicus muß bezaubernd gewesen sein.

Von dem Portikus, mit welchem noch Hadrian das von ihm wiederhergestellte Gebäude versah, stehen u. a. noch zwei imposante Bogen auf der Ostseite mit weiblichen Colossalköpfen am Schlußstein und Halbsäulen, auf denen ein schwerer Architrav ruht, der seinerseits noch einen Theil des zweiten Stockwerks trägt. Ebenso sind in der Nähe des südlichen Haupteinganges zwei isolirte Arkadenbogen wie riesige wettergraue Wächter stehen geblieben, während ihre Nachbarn spurlos verschwunden sind.

Die Umgegend von Capua hat bekanntlich, besonders in neuerer Zeit, sehr reiche archäologische Ausbeute geliefert. An Terracotta-Figuren sind hier die schönsten und zierlichsten gefunden worden; auch Lampen und bemalte Vasen haben die Gräber in Menge geliefert.

Mit untergehender Sonne kehrte ich nach Capua — dem neuen — zurück. Die Straße war noch mehr belebt. Wagen begegneten mir, beladen mit Feldfrüchten, Schilfbündeln, den Ackergeräthen und den Landleuten selbst, die in allen möglichen und unmöglichen Stellungen darauf zu hocken pflegen, oft zehn bis zwölf und noch mehr auf einem Einspänner, und die trotzdem noch immer einen und den anderen Wanderer aufnehmen, denn die Fußwanderung ist hier ziemlich ungewöhnlich, und der Fremde, der zu Fuß geht, deshalb oft ein Gegenstand des Staunens. Lustiges Lachen und Plaudern erscholl von den dahineilenden Gefährten, und der langgezogene Gesang der Arbeiter tönte von den Feldern herüber. In ihn mischte sich das Ave-Maria-Läuten der nahen und fernen Capellen und, als ich mich den Mauern von Capua wieder näherte, ein sinnebetäubendes Glockengeklingel, das seinen besonderen Anlaß haben mußte. Welcher Art derselbe war, erfuhr ich, als ich die Brücke und das Festungsthor passirt hatte. Eine große Procession, an der die halbe Bevölkerung sich zu betheiligen schien, durchzog die Stadt, und in jeder Kirche, welche der feierliche Zug passirte, wurden die Glockenstränge mit der Geschwindigkeit und Unermüdlichkeit gezogen, an welche sich der ein ruhiges und harmonisches Geläut Liebende nimmer gewöhnt, die aber in Italien gang und gäbe ist.

Den Zug eröffneten die Mitglieder religiöser Brüderschaften in ihren bunten Costümen, schildartige Abzeichen auf der Brust, barhaupt und lange Wachskerzen in den Händen, deren Geträufel von zahlreichen Buben auf untergehaltenen Papierblättern aufgefangen wurde. Es folgte die Musikbande der Stadtgarde, die von Zeit zu Zeit ein rauschendes Tonstück hören ließ, dann Geistliche mit Kirchenfahnen und endlich auf einem Traggerüst die lebensgroße Figur der Madonna in — wie es schien — neuer Gewandung, die allgemeine Bewunderung erregte. Ein

Kleid von Goldbrokat floß bis über die Füße nieder; von der silbernen Krone des Hauptes hing ein schwarzer Spitzenschleier herab. In der Hand trug sie ein weißes spitzenbesetztes Thränentuch; ein silberner Dolch steckte in dem Herzen. — Es war ein unverkennbar tiefes Interesse, welches die Volksmenge aller Stände, die den Zug begleitete oder dichtgedrängt seinem Vorüberziehen zuschaute, der Ceremonie entgegenbrachte. Aber das Interesse schien weniger ernster, andächtiger oder feierlicher Art als vielmehr ein familiär-gemüthliches zu sein. Man machte sich gegenseitig auf das eine und das andere kostbare Garderobestück der heiligen Jungfrau, auf den Baldachin, der ihr nachgetragen ward u. s. w. aufmerksam, die Menge plauderte und scherzte, selbst die bei der Procession Betheiligten unterhielten sich lebhaft, Kinder drängten spielend und rufend sich dazwischen, und als endlich das Madonnenbild in die Kirche zurückgebracht und auf dem lichterbesetzten Altar zur Verehrung ausgestellt war, setzte sich der lebhafte wort- und geberdenreiche Verkehr bis unter die offenen Thüren des heiligen Raumes fort. Das Volk steht hier in einer viel intimeren Beziehung nicht bloß zu seinen Priestern und Cultusstätten, die während des ganzen Tages einen Jeden aufzunehmen bereit sind, sondern auch zu seinen Heiligen, die Vielen schon deshalb faßbarer und näher sind, weil sie mit ihren Bildern identificirt werden; denn daß das geschieht, kann man nicht bezweifeln, wenn man die inbrünstigen Blicke und Geberden sieht, welche den Heiligenbildern von Seiten der vor ihnen Knieenden zu Theil werden. Die holdselig lächelnde Madonna und die würdigen graubärtigen Heiligen schauen so freundlich und zusprechend drein, daß man ihnen frischweg Alles sagen kann, was man auf dem Herzen hat, und für den Trost, den sie gewähren, ihnen mit Freuden eine kleine oder große Spende bringt. Dafür sind die Heiligen auch so nachsichtig und tolerant, daß sie der Andacht und Ein-

falt nicht leicht etwas übel nehmen, weder wenn die gelobte Kerze weniger dick ausfällt, als sie sein sollte, noch wenn sie selbst wegen nicht erhörter Bitten einmal derb gescholten werden. Man wird leicht uneins, aber man versöhnt sich auch leicht wieder.

Bis zu später Abendstunde waren die mondbeleuchteten Straßen und Plätze des Städtchens mit Spaziergängern angefüllt. Vor dem Volkstheater auf der Piazza de' Giudici machten Viele Halt und erwogen den Inhalt des Theaterzettels, auf dem eine Pulcinellavorstellung mit eingelegtem Marsch aus „Aïda" angekündigt war und zwar mit Preisen von 30 Centisimi für die Logen, 25 für das Parquet und 15 für die Galerien. — Silberhell ragten die weißen Gebäude mit den kleinen oft glaslosen Fensteröffnungen wie mit dunkeln neugierigen Augen zum Nachthimmel auf; ernst grüßte das altrömische Thor an der das Andenken Friedrichs II. bewahrenden Brücke, von der man bis zu den mondbeglänzten Gebirgen hinübersah, und drunten rauschten die falben Wellen des Volturno ihr Wiegenlied.

In aller Frühe brach ich von Capua auf, um eine Strecke des herrlichen Landes zu Fuß zu durchwandern und auf einigen Ummwegen, wenn möglich noch desselben Tages, bis zur hochthronenden einstigen Hauptstadt der Sidiciner zu gelangen. Es liegt auf der Hand, wie sehr eine solche gemächliche Fußwanderung schon aus dem Betracht jeder anderen Art zu reisen vorzuziehen ist, daß sie gestattet interessante Punkte aufzusuchen, an denen man sonst vorbeigehen müßte, und überhaupt mehr und besser zu sehen, also auch besser kennen zu lernen. Ein noch wichtigerer Vorzug einer Fußreise in die von den großen Straßen abseits liegenden Landestheile liegt aber gerade für Italien darin, daß man auf diese Weise allein das Volksleben mit allen Sitten und Gebräuchen richtig kennen und den Volkscharakter richtig würdigen lernen kann. Denn bei der großen Receptivität

des Italieners und seiner Neigung, das Neue und Fremde, bloß weil es aus dem in seiner Meinung sehr hochstehenden Auslande kommt, ohne selbstständige Kritik aufzunehmen, ist die Eigenthümlichkeit des Charakters überall dort verwischt und meist zu ihrem Nachtheil verändert, wo vielfache Berührung mit Fremden stattgefunden hat. Dies ist in neuerer Zeit natürlich vorzugsweise längs der großen Touristenstraßen und in den viel besuchten Städten der Fall gewesen, wo die Bevölkerung von den sich ihr neu erschließenden Culturseiten zunächst die schlechteren aufgenommen hat. Daraus erklärt sich die absprechende Beurtheilung, welche dem italienischen Charakter von Seiten der meisten Touristen zu Theil wird, deren Berührung mit dem „Volke" sich auf das Hôtelpersonal, die Führer und Eseltreiber, einige prellende Händler und das Bettelvolk an der Landstraße beschränkt; eine Beurtheilung, welche von allen denen nicht getheilt wird, die das „Volk" anderswo aufgesucht und Zeit genug gehabt haben, es wirklich kennen zu lernen. Wer freilich in fünfzig Tagen oder weniger mit Italien fertig werden muß, hat dazu keine Zeit, aber deshalb noch weniger ein Recht, seine Kennerschaft Italiens durch ein geringschätziges Absprechen über das „Gesindel" zu bethätigen. Es geschieht das so häufig, daß ich es an der Zeit gehalten habe, hier einmal in Parenthese ein paar Worte zu sagen, die sich auf eine längere Erfahrung gründen.

Es war ein thaufrischer Morgen mit säuselndem Winde, Blumenduft und Vogelsang, an dem ich auf der alten Via Latina den Bergen von Teanum zuwanderte. Die Straße ist, wie das zumeist der Fall, sehr gut gehalten, und es ist eine Freude sie unter den Füßen oder den Wagenrädern zu haben; denn der Fußwanderer verschmäht es natürlich auch nicht, in der Zeit, da die Sonne höher steht, sich eine Strecke weit von einem der flinken zweirädrigen Wagen tragen zu lassen, welche

als Haupttransportmittel zahlreich die Straßen beleben. Frischer Ackerduft wehte herüber, denn weithin dehnen sich zu beiden Seiten die fruchtbarsten Felder und Baumpflanzungen, deren jahraus jahrein überreicher Ertrag den Namen Campagna felice als vollberechtigt erscheinen läßt. Der Landstrich heißt auch — und zwar von der Grenze des ehemaligen Kirchenstaats an bis nach Neapel — Terra di Lavoro, d. h. Arbeitsland; aber nicht, weil hier besonders viel Arbeit nöthig wäre, um der Erde ihre Gaben abzuringen, sondern weil der Boden, der doppelte und dreifache Ernte giebt, niemals ruht, sondern während aller Jahreszeiten bearbeitet werden kann und wird. Man braucht nur einen Blick zur Seite der über sanfte Hügel hinziehenden Straße zu werfen, um sich von der erstaunlichen Fruchtbarkeit und der Unerschöpflichkeit dieses Bodens zu überzeugen. Hier wogen die grünen Halme der Getreidearten, des Mais und des Flachses; dort blühen Rübsamen, Artischocken, Blumenkohl, die schönsten Salate und andere Gartengewächse. Aus dem Grün leuchten die blüthenbedeckten Mandel- und Aepfelbäume hervor, schwerer goldener Fruchtschmuck lauscht aus dem dunkeln Laub der Orangen-, Limonen- und Mandarinenbäume hervor, in endlosen Reihen stehen dort karg belaubte Eschen, Pappeln und Maulbeerbäume, die den von Ast zu Ast sich rankenden Reben als Stütze dienen, und im Schatten der Oelbäume ziehen weiße Stiere langsam den primitiven Pflug durch das schwarze Erdreich, ein Bild, wie aus der glücklichen Urzeit des Menschengeschlechts, das ich nie satt werden kann zu betrachten. Die kräftigen braunen Gestalten der Landleute, die mit nackten Füßen und Beinen, bloß mit einem breitkrämpigen Hut und der langen Tunika von schwerem weißem Wollstoff bekleidet hinter dem Pfluge gehen, sind ganz geeignet an das Zeitalter Saturns zu gemahnen, dessen Ruhm übrigens in diesen Gegenden keineswegs untergegangen ist. Ein solcher jugendlicher Landmann,

würdig von Virgil besungen zu werden, stand vor der Thür seiner Hütte, als ich vorüberging, beschäftigt, sich die Sandalen an die braunen Füße zu schnüren, Spaten und Winzermesser neben sich. Mit dem ersteren versuchten zwei halbnackte Knaben sich zu belustigen, die vorher mitsammt einem jungen Eselein sich im Straßenstaube gewälzt hatten, was die Mutter glücklich lächelnd ansah. Die letztere saß, den Kopf mit den schwarzen Flechten an den Pfosten gelehnt, auf der Schwelle der Hütte, und als ich an ihr vorbei in die letztere hineinblickte, sah ich nichts als die vier grauen beräucherten Wände, den Herd mit einigen Töpfen und ein gewaltiges Bett in der Mitte des Raumes.

Eine steinerne Brücke spannt sich über eine tiefe grüne Schlucht hinweg. Ich überschreite sie, komme an einem verfallenen mittelalterlichen Schloß vorüber und befinde mich mitten in einer Gruppe ärmlicher, fensterloser, weißer Häuser, dem einst durch seinen Wein berühmten Cales, jetzt Calvi geheißen. Mehr aus Bedürfniß nach einem Trunk als in der Erwartung ein Gewächs zu finden, welches des alten von Horaz gepriesenen würdig sei, trat ich in die erste Osterie ein, welche mir ihr staubiges Lorbeerreis als Erkennungszeichen entgegenstreckte. Ein einziger langer schwarzer Holztisch nebst einer Bank stand in dem schmucklosen schwarzgeräucherten Raume; an dem schwarzen Herde saßen, mit schwärzlichen Karten spielend, drei Gesellen, an denen zum Glück nichts weiter schwarz war, als Haare und Augen; andernfalls wäre mir von all' der Schwärze melancholisch zu Muth geworden. Ich athmete auf, als auf den Ruf eines der Burschen ein schmuck gekleidetes junges Weib erschien, das mir Brot und Wein auf einem groben aber saubern Tischtuch vorsetzte, einen Wein — über den ich mitleidiges Schweigen beobachte, um die Manen des Horaz nicht zu erzürnen. Eine alte Frau von würdiger Haltung und in geschmackvoller Tracht,

die Wirthin, gesellte sich zu mir und bestätigte auf meine Frage, daß in den letzten Jahren in und bei Calvi Ausgrabungen gemacht und Alterthümer gefunden seien. Eine mit den Dingen vertraute Person wußte sie nicht zu nennen, und ich zweifelte nicht an der Wahrheit ihrer Angabe, daß in Calvi selbst keine Sammlung der gefundenen Gegenstände — Vasen, Urnen, Ringe, Münzen — sich befinde. Verwundert war ich darüber, daß auch die Burschen, zu denen noch ein älterer Mann sich gesellt hatte, nichts von dem Orte und den Resultaten der Ausgrabungen wußten. Erst nach längerem Hin- und Herfragen bekam ich heraus, daß an gewissen Orten sich fabbrica antica, d. h. altes Mauerwerk befinde und irgendwo eine weibliche Statue existire, die eine Inschrift trage. Ich forderte einen der Männer, der durch eine Peitsche, die er über der Schulter trug, sich als Vetturin charakterisirte, auf, mich zu dem alten Gemäuer zu führen; die drei anderen schlossen sich, theils um gleichfalls ihre Bereitwilligkeit und Befähigung zu solchem Dienst zu beweisen, theils aus Neugier an. Wir gingen zuerst, nicht eben mühelos, durch die Furchen bestellter Maisfelder, dann durch dunkle, tief eingeschnittene steilwandige Hohlwege und waren nach etwa einer Stunde an einer Stelle angelangt, wo nicht unbeträchtliche Mauerreste die Stelle altrömischer Wohnungen anzeigten, von denen jedoch außer eben diesen Mauerresten nichts erhalten war. An einer zweiten Stelle, mitten in bebauten Feldern, sah ich Spuren von Gräbern, jetzt wieder mit Schutt und Steinen angefüllt, an einer dritten mehrere Säulentrümmer, gleichfalls zwischen den Getreidehalmen liegend. — Nach der Stelle des Amphitheaters, von dem, wie ich wußte, deutliche Reste vorhanden sind, fragte ich mein Geleitscollegium vergebens. Eine Berathung, zu welcher dasselbe zusammentrat, hatte nur das Resultat, daß der Eine seine gänzliche Unkenntniß eingestand — eine nicht zu häufige Aufrichtigkeit —, von den Anderen

jeder nach einer anderen Richtung auf Entdeckung auszugehen vorschlug, Jeder die größere Wahrscheinlichkeit seiner Vermuthung betonend und begründend. Ich entschloß mich also, in den Ort zurückzukehren und, siehe da — als wir ihm ganz nahe gekommen waren und einige Aecker passirten, auf denen Ausgrabungen vorgenommen worden waren, deren Stellen man wieder zugeschüttet hatte, zeigte sich jenseits einer geringen Bodenerhebung eine beträchtliche Vertiefung und auf ihrer Sohle ein genau elliptisches saftig grünes Ackerfeld. In gleichmäßiger sanfter Neigung senkten sich die Wände der rings laufenden Bodenanschwellung zu ihm nieder, und aus ihnen ragte an vielen Stellen altes Gemäuer hervor. Es war das Amphitheater, von dessen Corridoren und Cavea nur Theile bloßgelegt und durchsucht worden sind, dessen blutgetränkte Arena seit Jahrhunderten als friedliche Saatenflur dient. Die vier Calvesen denen ich in wenigen Worten eine Belehrung über Form und Wesen eines Amphitheaters zu geben versuchte, in Betrachtung dieser für sie neuen Entdeckung zurücklassend, kehrte ich in den sonndurchglühten Ort zurück, um in oder bei der Kirche noch die verheißenen Statuenreste zu finden. Es war vergebens, und ich weiß in diesem Augenblick noch nicht, ob meine Gewährsmänner sich in dem, was sie für antike Statuen hielten, getäuscht haben, oder ob diese wie die meisten Funde dieser Gegend, fortgeschafft worden sind. Die großen Felskammern und -gänge, die sich nordöstlich unweit der Brücke befinden, und zu denen auf der Wand eines anmuthigen Thales ein romantischer, gebüschverwachsener Eingang führt, konnte ich wegen der Feuchtigkeit, die sich darin angesammelt, und Mangels hinreichender Beleuchtung nur circa hundert Schritte weit betreten. Sie sollen sich sehr weit erstrecken und sind offenbar, wie die römischen und neapolitanischen Katakomben, ursprüngliche Steinbrüche, die später auch anderen Zwecken gedient haben können.

Jenseits Calvi wird die Gegend hügelreicher. Es beginnt das Bergland, das den Uebergang zu den Volskergebirgen und dem Hauptstock der Apenninen bildet. Die Straße windet sich zwischen den baum- und wasserreichen Hügeln hindurch, auf denen ein arbeitsames und genügsames Völkchen in einzeln stehenden, flachgedeckten, rebenumrankten Häuschen mit seinem Vieh und Geflügel zusammen wohnt und im Schweiße des Angesichts, aber immer fröhlich und unverdrossen, der Erde und der Sonne Handreichung thut bei ihrem segensreichen Wirken. Bei jeder Biegung der Straße verändert und erweitert sich die Aussicht; denn wir steigen bis gegen Teano hin immerwährend sanft bergan.

Der Blick auf die malerisch gelegene Stadt selbst, die zusammengedrängt und dominirend auf ihrer Höhe liegt, und in die Umgebung ist ein sehr freundlicher. Zu ihren Füßen breitet sich auf der einen Seite ein mit Gebüsch und Steintrümmern bedeckter Hügelzug, auf der anderen, durch höhere und schroffere, hier entschiedener zurückweichende Gebirge begrenzt, eine weite Fruchtebene aus, bedeckt mit Baum- und Weinpflanzungen, Gärten und Feldern. Die Stadt selbst hat ganz den Charakter der kleinen, alten, von der Cultur nicht oder nur theilweise berührten und daher ein seltsam gemischtes Aussehen bietenden campanischen, volskischen, latinischen Landstädte, den ich bei Nocera, Avellino, Atina, Sora, Arpinum u. s. w. wiedergefunden habe: gleichmäßig graue und schwärzliche Färbung, enge, stille, schattige Straßen, die zum Theil in Treppenabsätzen bergan steigen, primitive, schmucklose Steinhäuser, deren schwarzes Inneres jedem Vorübergehenden sichtbar ist und mehr einem Nothasyl für Menschen, Vieh und unbeschreiblichen Hausrath, als einer wirklichen Wohnung gleicht. Dazwischen erheben sich einige schmucke Häuschen im modernen Villenstyl, auch wohl ein altes Schloß, das der Feudalherr, der im Mittelalter hier hauste, von dem Schweiße der Hörigen sich errichtet hat.

Teanum hat ein verhältnißmäßig behäbiges Aussehen, was nicht hindert, daß außer einem halben Dutzend zweifelhafter Cafés, die im kleinsten italienischen Neste nicht fehlen, kein Gasthaus, das diesen Namen verdiente, sich vorfindet. Nachdem ich treppauf und treppab geklettert war, mußte ich das Suchen nach einem solchen aufgeben und den gebieterischen Forderungen des Ernährungstyrannen nachgebend, mich in einer Osterie am Markte zu Gaste laden. Sie war gedrängt voll von Landleuten, die bei Wein und Karten sich noch ein Stündchen vergnügten, bevor sie den Heimweg antraten; denn es war Wochenmarkt in Teano gewesen. Wer gefürchtet hätte, durch Lärm, Rohheiten oder irgend welche Zudringlichkeit an diesem Orte gestört zu werden, würde angenehm enttäuscht worden sein. Trunkenheit ist überhaupt hier etwas seltenes und die Mäßigkeit in Trank und Speise unglaublich groß. Das Frühstück dieser Leute, die z. Th. weite Wege gemacht und ebensolche vor sich hatten, bestand aus Maisbrot und rohem, d. h. in keiner Weise zubereitetem Salat oder der beliebten Fenchelstaude. — Nur einem etwa zehnjährigen Buben war, vielleicht als Belohnung für seine Mithülfe beim Hertreiben der Lämmer und Ferkelchen, etwas Besseres zu Theil geworden. In eine einem alten Fußteppich gleichende bunte Decke gehüllt, einen Filzhut von unbeschreiblicher Form, der am meisten einer umgestülpten Casserole glich, auf dem Krauskopfe, die Augen nicht vom Tische erhebend — so saß er vor einer mächtigen Schüssel voll Maccheroni und hieb mit einer Energie in dieselben ein, daß sein Erzeuger, der sich erhoben hatte, um dem Fremden Platz zu machen, und schmunzelnd neben ihm stand, seine aufrichtige Freude hatte. „Pare, che so' bon' chiste Maccheron'“, sagte er, sich lächelnd an mich wendend: — „Sie scheinen gut zu sein, die Maccheroni;“ und nicht ohne Befriedigung fand ich Veranlassung, diese Meinung zu bestätigen. —

Auf der Piazza del Vescovado steht eine restaurirte Kirche des heiligen Paris, des ersten Bischofs von Teano, der, verurtheilt den wilden Thieren im Amphitheater vorgeworfen zu werden, dieselben durch das Zeichen des Kreuzes besänftigt haben soll. Unter den Freskobildern in der Vorhalle der Kirche befindet sich eins, welches ihn mitten in der Arena des menschengefüllten Theaters darstellt, zuversichtlich aufblickend, während ein Bär, wie es scheint mit einiger Beschwerde, die Kniee vor dem Märtyrer beugt und ein kecker Löwe noch nicht ganz mit sich einig ist, ob er dasselbe thun soll. In den Wolken sieht man zwei Engel, die bereits die Bischofsmütze für das Märtyrerhaupt in Bereitschaft halten. Vor dem Portal liegen zwei sehr alte verstümmelte Marmorsphinxe, die ein jugendlicher Teanenser, welcher auf einem derselben Reitstudien machte, mit großer Entschiedenheit für Löwen erklärte.

Von den oberen Theilen der Stadt genießt man eine prächtige Aussicht über die Ebene bis zu den Bergen von Neapel und dem Meere, aus dem die Insel Ischia hoch aufragt. Ganz nahe liegt im Nordwesten der ausgebrannte Vulcan von Rocca Monfina und südwestlich der sanfte Rücken des Massicus, an dessen Abhängen noch viele edle Trauben reifen, die aber doch, wie die Bacchusfluren von Calvi und Teano selbst und das Falernergefild, dem alten Ruhme nicht mehr entsprechen.

Die antiken Ruinen zu finden, kostete mich auch hier einige Mühe. Endlich fand sich ein zerlumpter Bursche mit träumerischem Gesichtsausdruck, der in der Sonne ausgestreckt auf der Brunneneinfassung lag und sich im Stande erklärte, mich zum Amphitheater zu führen. Ich fing ein Gespräch mit ihm an und erfuhr, daß er weder Vater noch Mutter noch sonstige Verwandte habe und in einem Stalle zu schlafen pflege, d. h. natürlich nur im Winter, denn Sommers sind die Steine der Straßen, die Stufen der Kirche und die Thürschwellen das zufrieden-

stellende Lager für Viele. Lesen und Schreiben hatte er nicht gelernt; in der heiligen Geschichte dagegen war er ziemlich bewandert. Was er von seinem Vater erzählte, veranlaßte mich nochmals zu fragen, ob er todt sei. „Nein, aber auf den Galeeren zu Palermo.“ — „Auf wie lange?“ — „Auf zwanzig Jahre.“ — Also so gut wie todt für den Jungen, der den Vater acht Jahre nicht gesehen hat und ihn erst nach zwölf Jahren wiedersehen soll, wenn indeß nicht Beide zu Grunde gegangen sind. Der Bruder des Burschen war Soldat. Er hatte Streit bekommen mit einem Kameraden. Sein Vater hatte das Messer gezogen und diesen niedergestochen. — Der Bruder zu einem entfernten Regiment versetzt, der Vater auf zwanzig Jahre ins Bagno geschickt, die Mutter todt — so sagte das Schicksal zu dem Buben: Geh' und suche allein dein Brot! — Die Priester geben ihm nur das „Brot des Lebens“.

Wir waren mitten in die Pflanzungen gerathen, und mein Führer war seines Weges nicht ganz sicher. Ich kehrte deshalb auf die Landstraße zurück und klopfte an dem einsamen Hause eines Klerikers. Die schwere Thür öffnete sich sogleich, und ich sah den geistlichen Hausherrn dastehen, ein Oelnäpfchen in der Hand und im Begriffe, die knarrenden eisernen Thürangeln und Schlösser einzuölen. Bereitwillig und kundig gab er den gewünschten Bescheid, und bald hatten wir danach die ziemlich bedeutenden Reste des Amphitheaters aufgefunden. Nachgrabungen sind hier, wie es scheint, gar nicht gemacht worden, und Alles, was man betreten kann, ist ein Theil des äußeren Corridors, aus dessen stattlichen gewölbten Räumen die Besitzer der umliegenden Felder Scheuern und Tennen, Aufbewahrungsorte für ihr Maisstroh, ihre Gefäße und Werkzeuge gemacht haben. — Mein geschwätziger Führer, den ich jetzt durch die Ruinen führte, hatte keine Ahnung von der einstigen Bestim-

mung dieses Bauwerks. Er wußte, daß es „antico“ sei, lächelte aber ungläubig, als ich ihm sagte, daß es zweitausend Jahr alt und dasselbe sei, in welchem sein Heiliger Paris das Wunder an Bären und Löwen gethan habe. — Als wir uns trennten, sagte er mir vertraulich und mit zufriedenem Lächeln, er werde heute Abend weißes Brot und Salat essen.

IV.

Im Palaste S. Benedicts.

Wenn alle Reste alter Herrlichkeit mit vernehmlicher Stimme zu den späten Enkeln reden, so ganz besonders diejenigen, deren Glanz nicht bloß aus Marmorsäulen und Bildflächen hervorgeleuchtet hat, sondern eine Fackel geworden ist für die Entzündung geistigen Lichtes. Denn hier knüpfen sich an den Anblick der zerfallenen Trümmer, der leergewordenen Räume und des schattenhaften Fortlebens nicht bloß Vorstellungen einstiger Schönheit und Größe, sondern die pietätvollen Erinnerungen an die emsige Arbeit am Webstuhl der Zeit, am Fortschritt der Menschheit.

Es fehlt in Italien nicht an antiken Resten, welche diese Sprache reden, aber kaum einer ist da, der noch heute durch seine ganze Erscheinung ein so überwältigendes Zeugniß ablegte von dem, was er der Welt hat sein sollen und gewesen ist, wie die berühmte Benedictinerabtei in den Volskerbergen, Monte Cassino. Wie alle Klöster Italiens ist sie heute aufgehoben, ihre reichen Einkünfte sind ihr genommen, die Mönche bis auf eine geringe Zahl fortgeschickt, die gewaltigen Räume leer und öde geworden. Aber lange wird es dauern, bis die Erinnerung an diesen Stolz Italiens, ja bis die wie für eine Ewigkeit gebauten Paläste werden dahingeschwunden sein.

Es war am vorjährigen Weihnachtsfeste, als ich mich nach kurzem Besinnen entschloß, die frommen Väter in ihrer abgeschlossenen Häuslichkeit zu überraschen. Eine vierstündige Eisenbahnfahrt brachte mich von Neapel aus nach dem Städtchen San Germano, das in einem malerischen vom Liris bewässerten Thale halbwegs zwischen Rom und Neapel liegt. Man fühlt, in die Berge des Volskerlandes hineinfahrend, eine kräftigere und frischere Luft wehen als den lauten Hauch in der campanischen Ebene, wo alle Felder und Gärten üppig grünten und in dichten Gruppen die dunkeln laubvollen Orangenbäume, mit den goldenen Früchten bedeckt, sich wie schön geschmückte Weihnachtsbäume darstellten.

S. Germano selber, die alte römische Militärcolonie und noch ältere Volskerstadt, bietet wenig Interesse, wenn man einige Reste des alten Forums sowie zwei aus antiken Gebäuden entstandene zwitterhafte Kirchen — wie gewöhnlich mit antiken Säulen ausstaffirt — ausnimmt. Ihr düsteres und unsauberes Aussehen bemerkt der Fremde nur zur Hälfte, denn schon von weitem richtet er den Blick auf das majestätische, hoch oben thronende Kloster.

Ein mittelalterliches Athen hat man es genannt, und wenn es wegen seiner geistigen Bedeutung diesen Namen verdient, so ragen in der That die Paläste wie eine glänzende Akropolis in die Wolken hinein. Stolz steht es in stolzer Felseneinsamkeit, und der Fremdling, der seinen Blick hinaufrichtet, begreift leicht, wie die Geister dort droben sich leichter losmachen konnten von den kleinen Erdendingen, wie sie im Reich des Geistes, in Wissenschaft und göttlichem Sinnen sich freier und freudiger bewegten.

Der nach dem Kloster hinaufführende Weg zieht sich zuerst im Zickzack zwischen den unordentlichen Häusern des an den Berg gelehnten Städtchens hin. Oberhalb desselben breiter

werdend, trägt er ganz und gar den Charakter seiner Bestimmung und die Merkmale, daß er ihr Jahrhunderte lang gedient hat. Von bedeutender Breite und auffällig sanfter Ansteigung, erweckt er die lebhafte Vorstellung von den wohlbeleibten Vätern, die hier während eines langen Lebens auf- und absteigend ihre Kräfte für den heiligen Messedienst möglichst schonen wollten, von den fremden Fürsten, die mit Roß und Reisigen im Kloster Herberge nahmen, von den Karawanen der Landleute, die ihre Opfergaben und Zehnten hinaufführten oder an Sonn- und Festtagen oben die Messe hörten.

Damit auch die Kasteiung nicht fehle und die frommen Gewissen über die allzugroße Bequemlichkeit des Weges beruhigt seien, scheinen die Steine, mit welchen er gepflastert ist, vielfach mit den Kanten und Spitzen nach oben gelegt zu sein. Aber die Hufe der Rosse, Esel und Maulthiere haben sie abgeschliffen und tiefe Spuren auf den Seitenpfaden zurückgelassen.

Mich verführte die kaum merkliche Ansteigung dieser Straße kurz oberhalb des Städtchens, bei einer Wegtheilung einen anderen höher strebenden Pfad für den richtigen zu halten, der zwischen Eichen und Oelbäumen auf ein burgartiges Gemäuer zuzuführen schien. Indessen ließ er dieses, augenscheinlich eine mittelalterliche Ruine, seitwärts liegen, um sich an der sanftgeneigten Thalwand in die Höhe zu winden. Eine barfüßige ihre Ziegen heimwärts treibende Dirne bestätigte mir die Vermuthung, daß ich nicht auf dem gewöhnlichen Wege sei. Bald wurde er schmaler, verlor sich stellenweise in Gesteintrümmern oder sumpfigen Stellen, brachte mich aber, was ich für das Wesentliche hielt, schnell höher. Hohe Büschel von Schilfgras, abwechselnd mit Moos und Myrthengesträuch, wucherten zwischen den Steinen; ein Gewässer rieselte mir entgegen, durch große Steine passirbar gemacht, und jenseit hörte ich Kinder- und Ziegenstimmen. Auf mein Rufen antwortete nur ein

Kichern und das Echo des Berges; sichtbar wurden die vermuthlich sich scheuenden Lacher nicht, und ich mußte aufs Gerathewohl weiter klettern.

Die schon deutlich zu unterscheidenden Klostermauern lagen mir jetzt zur Linken und es schien, als wenn mein gewundener Pfad einem Passe zwischen dem Klosterberge und einem anderen Zuge des Volskergebirges zuführe. Da erblickte ich eine zweite Barfüßerin, die am Bache wusch und mir anheimstellte, dem eingeschlagenen Pfade folgend um den Berg herum auf die Hauptstraße zu gelangen oder direct über Stock und Stein dem Kloster zuzustreben.

Da es anfing zu dunkeln, entschied ich mich für das Letztere. Die Schilf- und Grasbüschel als Handhaben benutzend, zog ich mich über die Felsblöcke aufwärts, auf denen ich eine dünne Eiskruste fand, und hatte bald auch das langentbehrte Vergnügen, in einigen Vertiefungen Schnee zu finden. Einen aus aufgehäuften Steinen errichteten Wall überspringend, befand ich mich auf dem Territorium des Klosters, dessen Wiesen, frischgepflügte Felder und Gehölze ebenfalls zum Theil die winterliche Decke trugen. Ein steiler gefrorener Pfad führte mich durch das Gebüsch endlich auf einen breiten wohlgepflasterten Weg und dieser in wenigen Minuten vor eine Mauerpforte.

Die Thür gab nach, und ich befand mich zwischen wohlbestellten Gemüsebeeten, Kohl- und Salatpflanzungen und allerlei Nutzsträuchern, also augenscheinlich im Küchengarten der frommen Väter. Mehrere baumbepflanzte Terrassen stiegen nach den Gebäuden zu auf, und den Hintergrund bildete das imposante palastartige Hauptgebäude, überragt von der Kuppel der Kirche.

Eine freistehende Holztreppe, die die oberste Gartenterrasse mit dem ersten Stock verbindet, führte mich, statt zu dem Haupteingange des Klosters, sogleich in das Gemach des Pförtners,

der einigermaßen erstaunt war, auf diesem Wege einen Fremdling eintreten zu sehen.

Da ich ohne Empfehlungsbriefe ankam — ich hatte mich erst beim Anbruch des sonnigen ersten Weihnachtstages zu der Pilgerfahrt entschlossen — so erklärte er es für nöthig, meine Ankunft dem Prior zu melden und führte mich in die Sakristei der Kirche mit dem Ersuchen, dort einige Zeit zu verziehen. Ich hatte ihm den Wunsch ausgesprochen, womöglich einen Deutschen unter den Mönchen kennen zu lernen, worauf er erklärte, einer derselben habe soeben einer deutschen Dame aus Rom die Honneurs gemacht, für die man eben beschäftigt sei, ein Unterkommen in einem der Wirthschaftsgebäude zu schaffen, da nach dem Ave Maria keine Frau mehr innerhalb der Klostermauern sein dürfe.

Es wurde dunkel, während ich in der Sakristei auf die Rückkehr meines Begleiters wartete. Der letzte Tagesschimmer, der durch die hohen Bogenfenster hereingefallen war, verblich, und nur die ewige Lampe über dem Altar verbreitete ein schwaches Licht in dem weihrauchduftenden Raume. Ich hatte mich auf einen Haufen von Teppichen und Meßgewändern niedergelassen und war dem Einschlafen nahe, als schlürfende Tritte durch die Kirche näher kamen. Ein Mönch, eine Laterne in der Hand, schritt auf die Sakristei zu; ich ging ihm entgegen, fragte ihn in lateinischer Sprache, als der altehrwürdigen lingua ecclesiastica, welche Zunge er am liebsten rede, und siehe: „immer die Muttersprache", antwortete er auf deutsch. Die lange Zögerung entschuldigte er mit dem Kirchendienste, der gerade in diesen Tagen alle Brüder sehr in Anspruch nehme. In der letzten Nacht hatten Hochamt und Messen nur wenig Zeit zur Ruhe gelassen, und auch für die kommende stand ungewöhnlicher Dienst bevor, wie ich gleich darauf erfuhr.

Wir verließen die Kirche durch eine in den mächtigen ge-

wölbten Klostergang mündende Thür. Mein Begleiter tauchte die Hand in das Weihwasser und hielt mir die Fingerspitzen hin, um mich zu bedienen; ich benutzte diese Gelegenheit, um durch dankenden Verzicht mich als Andersgläubiger zu documentiren. Doch kann ich vorausschicken, daß hierdurch das entgegenkommende Benehmen der Brüder nicht im geringsten alterirt worden ist.

Im Klostergange kam uns eine untersetzte Mönchsgestalt, ebenfalls eine Laterne in der Hand, entgegen, ein Italiener mit struppigem Hauptthaar, scharfen faltigen Zügen und kleinen klugen unruhigen Augen. Der andre theilte ihm mit, daß der hochwürdige Abt die Frühmesse auf 1 Uhr angesetzt habe, was er mit so ausdrucksvollen Geberden des Unbehagens aufnahm, daß ich mich des Lachens nur mit Mühe enthielt. Es war ein frappantes Bild, wie die beiden schwarzgekleideten Gestalten in dem hallenden öden Corridor sich gegenüberstanden, die Laternen in die Höhe haltend und mit lebhafter Gesticulation, aber gedämpfter Stimme über die Angemessenheit des nächtlichen Exercitiums discutirend.

Mit kurzem Gruß trennten sie sich, als aus der Tiefe des Ganges Schritte ertönten und ein anderer Lichtschimmer sichtbar wurde.

— „Es wird der Fra' Professore sein, der unterdessen für Sie ein Nachtlager bereitet hat," sagte mein Begleiter. „Der arme Schelm ist die ganze Nacht im Dienst gewesen, hat auch in der kommenden wieder den Sacristeidienst, beruhigt sich aber doch nicht, bevor er für den Landsmann gesorgt weiß."

— „Wie, noch ein Deutscher hier im wälschen Kloster?" fragte ich ihn überrascht.

„Ja freilich, und noch dazu ein ganz specieller Landsmann, ein Schlesier aus Hirschberg oder dort herum; und zwar der bravsten einer," setzte er hinzu, dem unterdeß Herangekommenen die Hand schüttelnd, die auch ich gleich ergriff, um ihm für

seine Bemühungen in deutsch-ungezwungener Art zu danken. Die Freude über das Zusammentreffen mit einem Landsmann leuchtete dem braven Alten aus den treuherzigen Augen, und er konnte sich nicht enthalten, sogleich eine Menge von Fragen nach der Heimath, auch nach den Zuständen von „Gruß-Brassel" zu thun.

Bald aber, noch ehe meine Antworten erfolgt waren, unterbrach er sich, fast unwillig ausrufend: „Aber was thun wir hier im kalten Corridor! Hinein ins Refectorium, damit wir erst die Hauptsache besorgen, die dem Fremdling Leib und Seele zusammenhalte. Glücklicherweise ist der heutige Freitag als Festtag des Fastens ledig."

Bald saß ich an einem der Tische im riesigen Speisesaal; der Bruder Küchenmeister erhielt einen Wink, und ich will nur sagen, daß die Klosterküche sich ihres alten Rufes würdig zeigte. Den Wein credenzte der Pater mit Seufzen, indem er mir wie zur Entschuldigung sagte: „Der gute alte Klosterwein gehört ins Reich der Sage. Die Regierung hat auch die Keller oder wenigstens die besten Fässer mit „aufgehoben" und uns nur die gewöhnlichen Sorten gelassen." Uebrigens schien es an der Quantität noch nicht zu fehlen, denn ich sah vor jedem Gedeck an den zweiundzwanzig Tischen ein Fläschlein stehen.

Das Abendmahl wartete noch auf die Hausgenossen, die theils in der Kirche, theils anderweitig ihrem streng regelmäßigen Dienste oblagen. Auch der eine meiner deutschen Gastfreunde wurde dadurch abgerufen. Der andere blieb neben mir, beschränkte aber seine Unterhaltung aus Achtung für meinen Appetit auf ein Minimum, so lange bis ich hoch und theuer versicherte, nunmehr für heute Abend mit den Küchenfragen abgeschlossen zu haben.

Dann aber trat die schlesische Redseligkeit in ihr Recht: Von der Heimath und der Fremde, von Hirschberg, Breslau

und Rom, vom Riesengebirge, vom Domviertel und dem Reichskanzler redeten wir, bald auf dieses, bald auf jenes anstoßend, wobei es mir schien, als schmeckte uns Beiden der Wein, den die Regierung übrig gelassen, gar nicht so übel. Dabei war unser Gedächtniß offenbar geschärft, denn wir erinnerten uns an eine Reihe von Personen, auf deren Wohl ein Glas zu leeren der eine oder der andere für Pietätspflicht hielt, und um vor jeder Unterlassungssünde sicher zu sein, tranken wir am Ende wiederholt auf „die Andern".

Die aufmerksame Kennermiene, mit welcher der Pater jede neue Flasche prüfte, brachte mich auf die Vermuthung, daß er, dessen Namen ich bisher nicht gehört hatte, vielleicht in näherer Beziehung zu einer Dichtung stehe, die ich vor Kurzem mit Vergnügen in Neapel gelesen hatte. Woldemar Kaden schilderte darin mit frischen Tönen eine Reihe zielloser sonnenscheinbeglänzter Fahrten durch das sommerliche Italien, abseits der großen Heerstraßen, darunter eine mit dem Kellermeister von Monte Cassino dem Bacchus geopferte Nacht.

Ich fing an, meinem Gastfreund von dieser Schilderung zu erzählen, erklärte ihm meine Freude an dieser, alter guter deutscher Zeiten würdigen Gestalt eines Klosterkellermeisters, der gewiß überall so eifrig seines Amtes warte, wie am Zechtisch der Gäste — und richtig, halb stolz, halb verschämt gestand der Brave seine Identität mit dem Don Giovanni des Gedichtes. Freilich ist es zehn Jahre her, daß Johannes Peyerl, des Klosternamens Fra' Bonifazio, des Kellerschlüssels gewartet hat; aber noch gedenkt er gern der Zeiten, in denen es sein Stolz war, die staunenden Gäste in die Geheimnisse seines Reiches einzuführen. Heute lohnt es nicht mehr die Mühe, Kellermeister zu sein.

Nicht der Padre, der doch eine Stunde nach Mitternacht wieder auf sein mußte, sondern ich war es, der endlich — viel

fehlte nicht zur zwölften Stunde — an Aufhebung der Sitzung dachte. In der Foresteria, dem zur Aufnahme der Fremden bestimmten Gebäude, war, da man in dieser Jahreszeit auf Besucher nicht rechnete, eine so schnelle Herstellung eines Quartiers nicht möglich gewesen. Man hatte mir eine der zahlreichen jetzt leerstehenden Mönchszellen hergerichtet, wohin mich nun Pater Giovanni geleitete. Auf einem der Höfe, den wir passirten, lag eine dünne Schneedecke, das erste Mal seit den achtzehn Jahren seiner Anwesenheit, sagte jener, daß er „weiße Weihnachten" habe. Am vorhergehenden Abend hatte man, ebenfalls zum ersten Male, nach deutscher Art einen mächtigen Weihnachtsbaum für die Zöglinge des Klosters hergerichtet, der gewaltige Sensation gemacht hatte.

Mit freundlichem „Wohl zu schlafen", dem aber noch ein unwillkürliches „felicissima notte" folgte, ließ mich der Pater in meiner Zelle allein. Ein Holztisch, drei Binsenstühle, ein Bücherbrett und das Feldbett waren außer einigen Wasch-Utensilien im Wandschrank die Mobilien dieses Zimmers. Seinen Schmuck vertraten zwei Heiligenbilder an der weißgetünchten Wand zu Häupten des Bettes und eine in seltsam unregelmäßigem Tact gehende Schwarzwälder Uhr. Sie hatte, wie ich andern Tages erfuhr, stillgestanden, seit der letzte Bewohner vor Jahren die Zelle verlassen, und war bei einem Erdstoß vor einigen Wochen in Gang gerathen.

Beim matten Schein einer messingenen Oellampe mit höchst primitivem Klappschirm schrieb ich noch einige Gratulationsbriefe nach der schlesischen Heimath, ehe ich mich dem harten Lager anvertraute, auf dem ich nichtsdestoweniger bis in den lichten Morgen hinein schlief, nachdem ich durch den Ton eines dröhnenden Weckinstruments in aller Frühe schon einmal, aber nur auf sehr kurze Zeit, erweckt worden war.

Der erste Blick aus dem Fenster zeigte mir die prachtvolle

Aussicht, welche auch hier einen beneidenswerthen Besitz der frommen Väter bildet. Das fruchtbare Thal des Liris und eines kleinen Nebenflüßchens desselben, von Ortschaften erfüllt und von Höhen umgürtet, lag tief unter mir, noch von Morgennebeln bedeckt, die bald hinaufzogen und die Oel- und Johannisbrotbäume an den Abhängen des Berges einhüllten, so daß das Kloster wie auf einer Insel zu stehen schien.

Einen noch umfassenderen Blick genoß ich, eine Wanderung durch das heilige Terrain antretend, von der Terrasse über den Arkaden des Klosterhofes, der „Loggia del Paradiso". Von hier reicht der Blick bis zu den schneebedeckten Apenninen, die in weitem Kreise sich herumziehen und in der imposanten Majella gipfeln. Eine Wolke hinderte mich, den leicht kenntlichen Mons Massicus zu erblicken.

Die Gebäude des Klosters machen, von welchem Punkte man sie betrachte, den Eindruck stolzer Würde und glanzreicher Vergangenheit: eine wahre geistliche Alhambra.

Vier Höfe werden von den mächtigen zweigeschossigen Gebäudeflügeln des eigentlichen Klosters, von der Kirche und den Schul- und Wirthschaftsgebäuden eingeschlossen. Der erste, von leichten Arkaden umgeben, enthält einen Brunnen mit stattlicher Marmoreinfassung und ebensolchem Ueberbau, und die verwitterten, aber noch immer imposanten Statuen des heil. Benedictus und seiner frommen, gelehrten und hochverehrten Schwester Scholastica. An dem hohen Piedestal der ersteren befindet sich eine lateinische Inschrift: „Gesegnet sei der da kommt im Namen des Herrn"; an der zweiten liest man: „Komm', meine Taube, komm', du sollst gekrönt werden." Die Heilige, im Ordenskleide und der Kapuze, hält eine Taube auf der Hand, während zu Füßen des Ordensstifters der berühmte Rabe angebracht ist. Ein solcher hat dem in der Einsamkeit lebenden Benedict Gesellschaft geleistet und nach der

Sage ein vergiftetes Stück Brot, welches ein Mönch jenem beibringen wollte, beseitigt.

Während ich noch die Schöpfungen Berninis betrachtete, kam gravitätisch über die breite marmorne Freitreppe, die zu einem zweiten Säulenhofe hinaufleitet, ein stattlicher Rabe herabgeschritten, um aus dem kupfernen Eimer, der über der Cisterne hing, seinen Frühtrunk zu nehmen. Es war der jüngste und wohl der letzte Descendent einer langen Reihe von Klosterraben, die das Andenken an jenen wohlverdienten lebendig erhalten haben.

Der schon genannte zweite, bedeutend höher liegende Hof dient als eine Art von Ruhmeshalle für die großen Angehörigen oder Wohlthäter des Ordens. Nischen in den Wänden der rundum laufenden Säulenhalle, von Marmoreinfassungen im Jesuitenstil umgeben, enthalten zopfige Marmorstatuen von Päpsten und Königen, z. B. Carl III. und Ferdinand IV. von Bourbon, Benedict XIII. u. A. Ueber der Innenseite der Eingangsthür, die ebenfalls reiche Einfassung und Gesimse von grauem Marmor hat, steht eine darauf bezügliche Inschrift: „Den wohlverdienten Heroen als Zeichen der eigenen Pietät und als Andenken an fremde die Cassinenser 1666."

In einer Ecke dieses Hofes fiel mir ein seltsam geformtes Stück grünen Marmors, dem Anschein nach Rest eines zerbrochenen Säulencapitells, in die Augen. Es ist der letzte Trümmer des Apollotempels, der im Alterthum auf dieser heiteren Höhe gestanden hat, ehe er auf S. Benedicts Geheiß zusammenstürzte.

Dem Eingange dieses Hofes gegenüber tritt man in die Klosterkirche. Das Hauptportal ist durch eine jener kunstreichen Erzthüren geschlossen, wie sie im 11. Jahrhundert aus den Werkstätten Konstantinopels hervorgingen, und wie sich noch ähnliche Prachtwerke in Salerno, Amalfi und Ravello finden.

Die von Monte Cassino ist auf Veranlassung des berühmten Abtes Desiderius 1066 gefertigt worden und ursprünglich augenscheinlich von geringerer Höhe gewesen als jetzt, denn sie ist wiederholt beschädigt und reparirt worden. Auf ihren zweiundzwanzig Feldern sind die reichen Besitzthümer, welche zu jener glanzvollsten Zeit dem Kloster gehörten, verzeichnet. Eine lange Reihe von Herrschaften, Gütern und Pfründen, deren Verlust den geistlichen Herren schwer genug zu Herzen gegangen ist, ist in ursprünglich mit Silber ausgelegten Buchstaben hier zu lesen.

Die innere Einfassung der Thüröffnung, aus prächtiger Mosaik und Marmorreliefs bestehend, soll ebenfalls noch aus der Zeit des hochverdienten Desiderius herstammen. Als gewöhnlicher Eingang dient nicht dieses Portal, sondern für die Landleute eine kleine Thür zur Seite desselben, für die Mönche eine in den Klostergang mündende Pforte.

Das Innere der Kirche zeigt noch den Reichthum, Kunstsinn und Geschmack, der einst hier maßgebend gewesen ist.

Durchweg einen heiteren Ton und lebenswarmes Colorit tragen die schönen Oelbilder, welche die glanzvollen Seitenkapellen schmücken und nicht minder die Darstellungen aus der biblischen oder der Geschichte der Heiligen, welche in reicher Mannigfaltigkeit die Felder der prachtvollen cassettirten Decke, die Wandflächen und Bogenzwickel füllen. Man weiß nicht, soll man mehr sie bewundern oder den Reichthum an Gold und Marmor oder die Pracht und Kunst der Pietra-dura- und Mosaikarbeit.

Fußboden, Pfeiler, Säulen, Wände, Decke, Altäre, Balustraden, Chorschranken, Altarstufen, Weihwasserbecken usw. usw. — alles glänzender Marmor; und nirgends einfarbige Flächen, sondern jeder Quadratfuß ein Muster kunstvoller eingelegter Arbeit. Schwarzer, grauer, grüner, brauner und gelber Marmor wetteifern mit Lapis lazuli und Perlmutter, um die anmuthigsten

Arabesken, Figuren, Wappen und Symbole auf die glänzenden Flächen zu malen. Wie gemalt oder hingehaucht erscheinen namentlich die Altarverzierungen, wie vor wenigen Jahren geschaffen der ganze duftige glänzende Schmuck.

Der Fußboden ist das einzige, an dem man die Spuren der Zeit sieht. Hier haben die eisenbeschlagenen Schuhe der Landleute, die Jahrhunderte lang allsonntäglich sich einfinden, dem Mosaik einigen Schaden zugefügt; eine Vernichtung ist solchem Material und solcher Arbeit gegenüber nicht möglich.

Auch am heutigen Tage fehlte es nicht an Andächtigen, besonders Frauen aus den umliegenden Ortschaften, Cervara, Piedimonte, St. Angelo, die den beschwerlichen Weg in der Morgenfrühe nicht gescheut hatten, um bei den heiligen Vätern die Messe zu hören. Malerisch genug sahen sie aus: die Männer im weiten, über die Schulter geschlagenen Mantel, mit Gamaschen und Büffelsandalen; die Weiber mit dem viereckigen „albanischen" Kopftuch, dem Gold- und Korallenschmuck und den buntfarbigen Gewändern; aber an rechter Andacht schien es mir unter den jungen Burschen und Mädchen zu fehlen, mochte nun die gegenseitige Nähe oder das schwer sich heranwälzende Gewölk schuld sein, das den Festputz zu näßen drohte.

Der letztere war fast bei allen der gleiche. Ueber einem langen grünen Rocke trugen sie einen rothen, nach vorn übergeschürzten, über diesem einige noch einen schwarzen oder violetten, je der obere eine Handbreit kürzer als der untere. Aus dem blauen Mieder mit rothen Achselbändern sah der faltige, zuweilen gestickte Saum des weißen Linnenhemdes hervor. Eine blaue Schürze, ausgeschnittene Schuhe und das weiße flatternde Kopftuch vollendeten das pittoreske Costüm; nirgends fehlten die schweren goldenen Ohrgehänge und eine Corallenschnur an Hals oder Arm.

Zu Seiten des Hochaltares sind die Grabmäler von Pietro,

dem Sohne Lorenzos von Medici, der vor den Franzosen flüchtend mit seinem allzusehr beschwerten Kahne 1503 im Liris ertrank, und des Principe Guido Fieramosca; unter einem Seitenaltar das des großen Desiderius, der die Leitung des Klosters in den gährendsten Zeiten des Mittelalters übernahm, aber in der Zeit von 1058—1087 eine wahre Musteranstalt daraus machte, und zwar sowohl in sittlicher Beziehung wie in der Pflege der Wissenschaften und Künste und einer werkthätigen Frömmigkeit. Er war es, der die neue prachtvolle Kirche erbaute, für Schulen und Bibliotheken viel aufwendete und doch die Abtei doppelt so reich hinterließ, als er sie übernommen. Er wurde 1087 Papst unter dem Namen Victor III., starb aber schon 1088 in seinem geliebten Kloster.

Seit jener Zeit ist die Bedeutung des Klosters nicht mehr gestiegen, wenn sie sich auch lange Zeit auf jener Höhe erhielt. Seit Stiftung der neuen Congregation durch Papst Julius II. führte der Abt von Monte Cassino den Titel: „Haupt aller Aebte des Benedictinerordens, Kanzler und Großcaplan des römischen Reiches, Fürst des Friedens". Den letzten Beinamen haben weder die Aebte noch der Geist des Klosters selber allezeit verdient. Dagegen ist dasselbe immer eine Zufluchtsstätte der Bedrängten, eine Bildungsanstalt für das ganze Land und eine Freistätte der Wissenschaften gewesen, wie es der Stifter selber, der die Erhaltung der antiken Literaturschätze anempfahl und gebot, gewollt hat.

Den geweihtesten Theil des Klosters bilden begreiflich die Räume, welche dem Heiligen selber als Behausung gedient haben sollen. Es sind drei kleine jetzt ausgemauerte Felsengemächer, deren eines einen Altar, die beiden anderen Reste einer vordem bedeutenden Gemäldesammlung enthalten, deren größten und kostbarsten Theil die Franzosen 1799 entführt haben. Unter dem noch vorhandenen findet man die Namen

Correggio, Andrea da Salerno, Albrecht Dürer u. A. Eine Kohlenskizze von dem bekannten Porträt Rafaels ist von seiner eigenen Hand und trägt unten seine Namensunterschrift: R. S. V. (Raffaele Sanzio Urbinate), sowie in einer Ecke die Worte: da se stesso (von ihm selbst).

Neben dem Altar der Betkapelle hängt ein Crucifix, an welchem der Körper des Gekreuzigten aus dem Zahne eines Nilpferdes geschnitzt ist. Der Mosaikboden des ersten Gemaches zeigt das Wappenschild von Monte Cassino: links einen Löwen im rothen Felde, rechts eine Burg zwischen zwei Bäumen, die das Aussehen von Pappeln haben.

Bevor S. Benedict 529 für sich und seine Mönche diese Betgemächer errichtete, wohnte er eine Zeitlang in einer Felsenhöhle, die jetzt einen Theil des den Klostereingang bildenden, durch den Felsen gehauenen Tunnels bildet. Ueber einer Nische mit der Statue des Heiligen befindet sich die Inschrift: „Ehre dem allmächtigen Gott und dem heiligen Vater Benedict"; auf einer Marmortafel in jenem niedrigen und kunstlosen Gange die Mahnung an den Eintretenden: „Wundere dich nicht über den rohen und niedrigen Felsentunnel, o Fremdling, der zu solchem Bauwerke führt. Geweiht hat ihn die Heiligkeit des Patriarchen. Bewundere ihn vielmehr und sei gesegnet beim Eintritt".

Der Gang mündet in den schon oben beschriebenen Säulenhof, der durch seine Arkaden mit zwei Seitenhöfen in Verbindung steht, welche, wie ein römisches Peristyl, zu Gärtchen eingerichtet sind. Hier grünten Oleander und Myrthen, blühten Rosen, Rosmarin und Genzianen, so daß die geringen Schneereste auf den Dächern seltsam damit contrastirten.

Auf den einen dieser Höfe münden auch mehrere Ausgänge des Haupt-Klosterflügels, in den ich nach Vollendung der Wanderung eben eintrat, als die Mittagsglocke ertönte.

Wiewohl zu meiner Ueberraschung heute der Fasttag nachgeholt wurde, so erhob ich mich völlig befriedigt von der Tafel, an der Fra' Bonifazio Manches auszusetzen hatte.

Den Nachmittag widmete ich den noch in ihrer Integrität erhaltenen literarischen Schätzen des Klosters, mit deren Herausgabe hier wie in anderen aufgehobenen Klöstern die gelehrten Väter beschäftigt sind. Es ist wohl eine den wissenschaftlichen Verdiensten der Benedictiner erzeigte Rücksicht seitens der Regierung, daß Archive und Bibliothek, wiewohl für Staatseigenthum erklärt und zu einer Section der Nationalarchive gemacht, doch noch in den Händen der Mönche gelassen worden sind. „Auf wie lange freilich," meinte seufzend Fra' Paolo, „ist bei „„dieser"" Regierung sehr fraglich."

Höchst interessant und werthvoll ist namentlich die Sammlung der Urkunden und literarischen Manuscripte im Archiv von Monte Cassino. In drei Sälen befinden sich im Ganzen an 11000 Pergamente und Actenstücke, zum Theil in kostbaren Kästen von Magahoni und Cedernholz. Die ältesten und werthvollsten Handschriften sind aufgerollt und ausgebreitet in Schubladen unter Glasscheiben untergebracht, so z. B. die Schenkungsurkunde vom Jahre 532, von Symmachus und Boëthius unterzeichnet, Originalurkunden von Ludwig II., dem Sohne Lothars I., von allen Kaisern des sächsischen Hauses, von den normannischen Fürsten, der Gräfin Mathilde u. A. Von anderen Manuscripten befinden sich hier eine Abhandlung des Origenes aus dem 6. Jahrhundert, des Augustinus aus dem 7., ein Codex von Dantes „divina commedia" aus dem 14. Jahrhundert.

Sehr zahlreich sind die berühmten Diplome der „Herren" von Sardinien und der hohenstaufischen, französischen und aragonesischen, habsburgischen und bourbonischen Herrscher; noch interessanter vielleicht bei genauerer Durchsicht die Urkunden der Klosterverwaltung: Proceßacten, gerichtliche Entscheide und

Klosterrechnungen, welche letztere von 1504 bis in die Gegenwart fortgeführt sind. Ich hätte sie gern eingesehen, um zu erfahren, wie die frommen Väter mit den Gütern dieser Erde hausgehalten haben, aber meine beschränkte Zeit und die Dickleibigkeit der stattlichen Volumina ließen mich davon abstehen. Von dem Umfange, in dem früher die Gastfreundschaft des Klosters geübt und gebraucht wurde, kann die aus den Büchern hervorgehende Thatsache einen Begriff geben, daß zu Zeiten fünfhundert Fremde ohne Entgelt an der Klostertafel getränkt und gespeist worden sind.

Zwei bequeme Marmortreppen, durch Bronzethüren abschließbar, führen zu Seiten des Hauptaltars in die Unterkirche. Ihr großer heller Mittelraum enthält Fresken von Marco da Siena, leider durch Feuchtigkeit verdorben; sein Fußboden eine Pflasterung, die scheinbar aus polygonen wohlgeglätteten Steinen zusammengesetzt, in Wahrheit aus dem natürlichen Felsgestein, einem weißlich-grauen Marmor, herausgearbeitet ist.

Die größte Abtheilung dieser Unterkirche, noch einige Stufen tiefer liegend, dient für die geistlichen Exercitien.

Es war noch immer ein stattlicher Anblick, wenn hier die 30 Mönche mit Sacristanen, dienenden Brüdern und Chorknaben, in allem die Sinne bestechenden Pomp ihren Gottesdienst hielten, wie ich es während meines Aufenthaltes wiederholt mit ansah; denn aus Anlaß des Festes war wohl der kirchliche Dienst noch gesteigert. Die Schuljugend dagegen durfte sich der Festzeit freuen und benutzte die Erlaubniß zu einer freieren Bewegung in vollem Maaße. Einzeln und in Trupps schwärmten die Knaben — die Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt der Mönche zählt noch an 130 Zöglinge — aus den Klosterpforten hinaus, um sich zwischen Stock und Stein mit allem Lärm, der zum Vergnügen dieses Alters gehört, zu tummeln.

Ich gerieth mitten in die muntere Schaar, als ich nach herzlichem Abschiede von meinen Gastfreunden dem Kloster den Rücken gekehrt hatte und zwischen den breitästigen Carruben den Berg hinabschritt. Alle grüßten mich freundlich, und ein kleiner Lockenkopf fragte mich verwundert, ob ich nicht mit umkehren wolle; die Vesperglocke habe eben geläutet. Ich dankte ihm für seinen guten Willen, wie ich auch dem Bruder Küchenmeister für eine als Wegstärkung angebotene Flasche Wein gedankt hatte, weil ich schnell und unbeschwert nach S. Germano hinabkommen wollte. Daß mir der Wein dieselbe Gefahr bereiten werde wie einst einem mir wohlbekannten Professor aus Breslau, war nach Fra' Bonifazios ironischer Versicherung nicht zu befürchten. Denn es war ein Wein vom alten Schlage gewesen, der, jenem als Viaticum mitgegeben, durch seine eigene Kraft die Flasche klirrend gesprengt hatte.

Ich kam ohne diesen Unfall am Fuße des Berges an; ein gutwilliges Langohr brachte mich in wenigen Minuten an den Bahnhof, und mit dem Pfiff der Locomotive war das Idyll vorbei. Nicht so die dankbare und angenehme Erinnerung, die ich den braven Benedictinern bewahren werde. Ihre Gastfreundschaft suchte ich durch eine entsprechende Opfergabe für die Kirche zu vergelten.

V.

Kloster- und Osterbilder aus Monte Cassino.

(1876.)

Wieder einmal stieg ich den von dem Städtchen S. Germano nach den hochthronenden Klosterpalästen von Monte Cassino führenden Weg hinauf. „Abend schon war's, und es legten sich Schatten um jeglich Pfade", wie damals, als ich um die Weihnachtszeit die würdigen Väter zum ersten Male besuchte. Damals lag Schnee in den Schluchten, und rauhe Winde sausten um die einsame Bergeshöhe; diesmal umwehten mich milde Frühlingslüfte, und das immergrüne Kleid des Berges war mit den farbigen Blumen des Lenzes und mit den frischgrünen Sprossen bestickt. Warm lagerten sich die Strahlen der scheidenden Sonne, als die flußdurchrauschten Thäler schon im Schatten lagen, noch auf die Höhen der Berge ringsumher, übergossen die nackten grauen Abhänge der Volskerberge mit violettem Duft, tauchten die Schneespitzen der Apenninen in glühendes Roth und zögerten lange, ehe sie von den Bergen auf die ziehenden Wolken und von diesen auf den goldenen Saum des Horizontes zurückwichen. Endlich waren sie, so sehr ich meine Schritte bergan beschleunigen mochte, auch meinen Blicken völlig entschwunden, und nur der schwache Widerschein von den Wolken erhellte noch meinen Weg — da

tauchte, wie um das köstliche Bild nicht ganz in Dunkel sinken zu lassen, die volle Scheibe des Mondes über die scharfgradigen Berge von Venafrum empor, die Scenerie mit einem Schlage verwandelnd und, wenn möglich, noch poetischer gestaltend. Geheimnißvoll wallten die silbernen Nebel drunten im dunklen Thalgrund, geheimnißvoll lugten die hellen Strahlen durch das Gezweig der Kastanien und immergrünen Eichen und warfen abenteuerliche Schatten auf die Felsblöcke und das Gestrüpp des Bergabhanges. In den langen Fensterreihen der Klostergebäude aber auf dem Bergesgipfel spiegelte sich der Mondschein, daß sie aussahen wie funkelnde Edelsteine und die gewaltigen, scharf vom Nachthimmel sich abhebenden Gebäude mit den Bogenfenstern, Altanen und Kuppeln wie ein märchenhaftes Zauberschloß.

Es war nicht viel Raum mehr übrig in dem gastlichen Kloster; denn morgen ist Palmsonntag und deshalb eine große Zahl von Wallfahrern aus weitem Umkreise theils schon eingetroffen, theils zu erwarten. Dennoch habe ich mich einer vortrefflichen Aufnahme zu erfreuen und sogar der Bevorzugung von Seiten Fra' Bonifazios, der wieder wie bei meinem vorigen Besuche die Honneurs zu machen betraut ist, zu rühmen. Die Liebe zu der schlesischen Heimath und, wie es natürlich ist, der Hang, sich des Geplauders in der Heimathzunge zu freuen, ist bei seinem bald zwanzigjährigen Aufenthalt im italienischen Kloster nicht aus seiner Brust gewichen, und deshalb sind Gäste von dorther unter seiner Obhut wohl aufgehoben.

Der vermehrte Klosterdienst an diesem Vorabend des Festtages bedingte es, daß man uns Fremde — es hatten sich noch einige Landsleute eingefunden — bis zum Beginn der Messe uns selbst überließ. Plaudernd und nicht ohne Ungeduld die Stunde der Abendmahlzeit erwartend, saßen wir in einem großen,

recht behaglich eingerichteten Zimmer beisammen, bis die Glocke die Patres in die Kirche und uns in das imposante Refectorium rief. Trotz der Fastenzeit waren wir in der Lage, der Klosterküche alle Ehre anzuthun und namentlich den Bruder Kellermeister zu loben. Was er mir anderen Tages während der Procession in seinem Sanctuarium noch Besonderes anthat, rühme ich nur im Stillen. Andächtig waren wir mindestens in demselben Maße wie die, welche singend und Rauchfässer schwingend über unseren Häuptern durch die langen Hallen und Höfe des Klosters hinzogen.

Einen unauslöschlichen Eindruck hat mir der Palmsonntag hinterlassen, an welchem eine Fülle von überraschenden Bildern und malerisch glänzenden Scenen dort oben sich darstellte. Schon in gewöhnlicher Zeit sind die palastartigen Gebäude des Klosters, die prächtigen Höfe und Bogengänge, die reiche Pracht der Kirche im Verein mit all den aufgesammelten Schätzen und Erinnerungen wie wenige andere Dinge geeignet, den Eindruck einer fremdartigen, märchenhaft und poetisch angehauchten Welt zu machen. An diesem Tage vereinigte sich damit noch der mittelalterliche Pomp der kirchlichen Ceremonien, die sinnigen und lebensvollen Gebräuche, welche die Bedeutung des Festes versinnlichen sollen, und die Anwesenheit einer großen Zahl von Wallfahrern und Andächtigen, die den weiten Weg aus mehrmeiligem Umkreise hierher nicht gescheut hatten, um die gefeierten Ceremonien dieses Tages mitzumachen. Nicht in düsteren oder farblosen Gewändern erschienen sie, sondern in den farbenreichen malerischen Costümen, die sich in diesen Gegenden auf dem Lande und in den kleinen Ortschaften noch erhalten haben, während man sie in den größeren Städten vergeblich sucht.

Seit dem frühen Morgen, der mit frischem Duft und Sonnenglanz heraufgezogen war, hatte die Zahl der Landleute,

die schon gestern Abend eingetroffen waren und in die Mäntel gewickelt die Nacht unter den Arkaden der Höfe zugebracht hatten, sich beständig vermehrt. Da kamen sie auf dem breiten steinigen Wege den Berg heraufgezogen, hie und da unter den Eichen und Olivenbäumen ausruhend — Männer, Weiber und Kinder, Oelzweige in den Händen, zu Pferd und zu Esel, die Meisten aber zu Fuß. Die Männer waren durchweg wenig sorgfältig, ja zum Theil zerlumpt, wenn auch gleichfalls malerisch genug bekleidet: mit dem braunen wetterzernagten Mantel, der, über die Schulter geschlagen, die nervigen Arme birgt und auch einen Theil des Gesichtes, namentlich den Mund, gegen die schädliche Abendluft schützen kann, mit den ledernen Kniehosen, den Gamaschen und Riemensandalen aus Büffelhaut und dem breitkrämpigen Hut, der den Kampf mit dem Wetter im Wettstreit mit dem Mantel bestanden hat. Die Frauen sind dagegen sämmtlich mit Sauberkeit und Geschmack in wirkliche Festgewänder gekleidet, und ihr Anblick ist eine Augenweide. Ich habe mich nicht genug wundern können, daß kein Maler diese treffliche Gelegenheit zu Motiv- und Costümstudien benutzt hat; wir Anwesenden bedauerten, keinen künstlerischen Gewinn aus der Fülle von Scenen und Bildern ziehen zu können, die sich immer neu darboten: die braunen Männergestalten, an die sonnbestrahlten weißen Säulen gelehnt; eine Gruppe von Frauen und Mädchen an dem steinernen Brunnen in des Hofes Mitte; gemischte bunte Gruppen auf die Marmortreppen hingelagert und den Beginn des Gottesdienstes erwartend, vor dessen Ende sie — und zwar seit gestern Abend und trotz des zurückgelegten langen Weges — außer einem Trunk Wassers nichts genießen dürfen; eine schwarze Mönchsgestalt, zwischen den blühenden Sträuchern des kleinen Gartens wandelnd, und alle die mannigfaltigen, farbenreichen, pittoresken Trachten, die den dunklen Schönen so prächtig zu Gesicht stehen. — Da waren

die Frauen von Belmonte in dem faltigen Linnenhemd und dem blauen Rocke über dem kurzen rothen, die von Apollinare in einem blauen Rocke, über den vorn und hinten je eine lange dunkelblaue Schürze herabhängt, die eine gelb, die andere roth gestreift. Die verschiedensten, aber immer gefälligen und malerischen Farbenzusammenstellungen sieht man bei den Röcken, die, von verschiedener Länge, einer den andern bedecken, so daß von jedem ein breiter Streifen zu sehen ist. Ueber einem violetten sieht man einen rothen und einen grünen, über dem rothen einen schwarzen oder weißen oder auch beide. Oft ist der obere Rock vornüber geschürzt, wie bei den Frauen von S. Germano der dunkelrothe über dem grünen rotheingefaßten, den noch eine blaue rothgesäumte Schürze bedeckt. Den Oberkörper bedeckt meist bloß das feine Linnenhemd nebst gesticktem Busentuch, zuweilen ein Mieder mit Achselbändern oder auch eine blau, gelb und roth gestreifte Decke, welche unterwegs zusammengelegt auf dem Kopfe getragen wird. Die Mädchen von S. Apollinare am Liris tragen auf dem Kopfe ein buntes enganschließendes Tuch, das hinten in einen Knoten geschlungen ist, Andere einfarbige Kopfbedeckungen. Weit überwiegend ist das malerische viereckige Kopftuch, gewöhnlich das albanische genannt, oben durch eine Spange oder silberne Nadel zusammengehälten, das, um das Hinterhaupt gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, auch über den Nacken herabhängt und bei Vielen reich bestickt ist. Hervorstechend auch durch das Edle ihrer Tracht waren die schönheitberühmten Atinerinnen. Zu einem faltigen rothen Rock trugen sie ein blaues Mieder und feines gesticktes Hemd, das weiße Kopftuch und reichen Gold- und Korallenschmuck. Schwere goldene Halsketten und Ohrringe waren überhaupt nicht wenige zu sehen und schienen zum Theil altererbte Schmuckstücke zu sein.

Neue malerische Bilder boten sich in der festlich geschmück-

ten Klosterkirche dar. Dort sah man gruppenweise die Betenden, mit dem Rosenkranze, den Oelzweig in den Händen, vor den prächtigen Altären und Bildern auf dem bunten Marmorboden knieen, und mit der glänzenden Pracht des Goldes und der Mosaik mischten sich die heiteren Farben dieser Staffage. Wie die Strahlen der Morgensonne durch die hohen Fenster auf die farbenprächtigen Bilder fielen, auf dieses Meer von weißen Kopftüchern, von schwarzem Gelock und bunten Gewändern, während die Orgel ertönte und der Priesterchor seinen Gesang anhob, war ich mir bewußt, eine von den Scenen vor mir zu haben, die nur ein außergewöhnlich günstiger Zufall herbeiführt und die sich, weil sie so selten, dem Gedächtniß unauslöschlich einprägen und eine Quelle nie verblassender Erinnerungsfreude sind. — Der Glanzpunkt der Ceremonie war es, als bei völlig gefülltem Inneren der Kirche die kunstreiche eherne Hauptthür, die nur an hohen Festen geöffnet wird, sich vor der draußen harrenden Procession nach dreimaligem Wechselgesange aufthat und diese, den Einzug Christi in Jerusalem symbolisirend, hereinzog, während Alles die mitgebrachten Oelzweige auf ihren Weg streute, mit denen der Boden der Kirche während dieses Tages bedeckt blieb.

Bis einige Stunden nach Mittag hielten sich die Besucher noch im Kloster und seiner Umgebung auf, nach dem Gottesdienst dem kargen Inhalt der Körbchen, welche die Frauen auf dem Kopfe mit heraufgetragen hatten, eifrig zusprechend. Dann zogen sie in kleinen Trupps wieder hinab, „ein Jeglicher in seine Stadt", und am Abend war die Stätte wieder still und einsam. — Der herrlichen Mondnacht uns erfreuend, wandelten wir noch lange auf der Terrasse, welche oberhalb der Bogengänge zwischen den beiden Gebäudegruppen auf der Westseite sich befindet und den Genuß einer unbeschreiblich schönen Fernsicht bietet. Sie hat den Namen Loggia del Paradiso,

den man ihr lieber dieser entzückenden Lage wegen, als weil die hier als Märtyrer gestorbenen Mönche dadurch das Paradies gewonnen haben sollen, zugesteht. Dieselben sollen bei der Erstürmung des Klosters durch die Saracenen 884 oder 889 von der Terrasse hinabgestürzt worden sein. Thatsache ist, daß in dem erstgenannten Jahre das Kloster S. Salvatore am Fuße des Berges überfallen und der Abt mit sämmtlichen Mönchen getödtet wurde, im zweitgenannten das Kloster Benedicts eine vollständige Zerstörung erlitt. In ihrer jetzigen Gestalt ist die Terrasse natürlich weit später (1515 zugleich mit der Porticus nach den Entwürfen Bramantes) erbaut. Von ihrer Balustrade aus erblickt man die lange Kette der Volskergebirge, die Berge von Gaëta und selbst ein kleines blauschimmerndes Stück des Meeres; drunten in der gesegneten, vom Liris durchströmten Ebene aber zahlreiche Ortschaften mit berühmten Namen bis zur Grenze des alten Volskerlandes gegen Latium hin, jetzt zur Provinz Neapel gehörig: S. Giovanni Incarico in der Nachbarschaft des alten Fregellae; Aquino im Hernikerlande, die Vaterstadt des Juvenal und des heiligen Thomas; Pontecorvo, das einst Napoleon dem Marschall Bernadotte als Fürstenthum verlieh; Rocca d'Evandro, an die römischen Gründungssagen erinnernd; Ceprano, S. Andrea und die Ruinen des alten Klosters Piumarole, das die heilige Scholastica gründete und bewohnte, die es nur einmal jährlich verließ, um mit dem Bruder zusammenzukommen. An der Stelle, wo dies zu geschehen pflegte, steht heute eine kleine, ihr geweihte Capelle. Beide sind — nach der Meinung der italienischen Benedictiner — gemeinsam in demselben Grabe unter dem Hauptaltar der Klosterkirche von Monte Cassino bestattet, und das Vorhandensein ihrer Körper an dieser Stelle ist zu verschiedenen Malen constatirt worden, so am 28. März 1066 durch den Abt Desiderius, 1486 durch den Cardinal Johann von Aragonien und

noch mehrmals, zuletzt 1659 durch den Abt Angelo della Noce, welche Facta durch Benedict XIV. in seinem Werke „De Servorum Dei beatific.“ 2c. bestätigt werden. Nichtsdestoweniger behaupten die französischen Benedictiner, daß die Gebeine des Heiligenpaares in ihrem Besitze und zwar zu St. Benoît-sur-Loire sich befinden, wohin sie durch Aigulf von Fleury gelangt seien, der sie zur Zeit Clodwigs II. dem Kloster Cassino entwendet habe. Bände sind für und wider geschrieben worden, und es ist interessant zu sehen, mit welchem Eifer diese That eines Franzosen von den Franzosen verfochten, von den Italienern geleugnet wird. Wenn Raub an der Kirche und ihren Heiligen als eins der schwersten Verbrechen gilt, wie müßte einstimmig der verdammt werden, der einen Heiligen in Person sammt seiner heiligen Zwillingsschwester gestohlen hat! Und man kann hier den Raub nicht einmal damit entschuldigen, daß er „in majorem Dei oder ecclesiae gloriam“ geschah. Denn was die französische Kirche dabei gewonnen, hätte die italienische verloren, und die Kirche ist doch eins!

Eine stille Klosterkirche dieser Art, in der neben dem Weltfrieden der Geist der Kunst und der Schönheit weht und große Erinnerungen mit weihevollem Hauche den Eingetretenen umschweben, hat etwas ungemein Anziehendes. Es klopft da so vernehmlich die Friedenssehnsucht an die Brust, es legen sich so süße Schauer der Einsamkeit um das Herz, man kann so andächtig sein, ohne an einen Confessionsgott zu denken und ohne von denen, die Andern die Andacht aufzwingen wollen, gestört zu werden. Stundenlang habe ich Abends, von Niemandem beachtet, von Niemandem gestört, in den dämmernden Hallen gesessen. Draußen wurden die Prachtgebäude von den Strahlen der untergehenden Sonne noch einmal in Purpur und Gold getaucht; in die Kirche hinein warf sie nur noch durch die hoch oben befindlichen Fenster einen matten Abglanz, der an der

gold- und farbenschimmernden Decke weiter rückte, bis er verschwand. Es wurde dämmernder und dämmernder drinnen, der tiefblaue Himmel wurde dunkler und dunkler, bis durch die Gitterfenster die Sterne hereinblickten und der letzte helle Streifen an den Fensterwölbungen verschwand. Dann waren es nur noch die wenigen Kerzen auf dem Altar, die ewige Lampe und hie und da ein Flämmchen vor dem Heiligenbild in einer der kostbaren Kapellen, die das Dunkel unterbrachen.

Nichts regte sich in dem Raume, auch die Flammen bewegten sich nicht, und von draußen drang kein Ton herein. Nur einmal knarrte die schwere eichene Thür, die in den Klostergang führt, und ein dienender Bruder durchschritt die Kirche, um in die Sacristei zu gehen. Vor den Marmorstufen des Altars hemmte er den Schritt, verbeugte sich vor dem Bilde, das er nicht mehr sah, und ging weiter. Dann trat ein verhüllter Mönch ein, kniete an der Brüstung des Sanctuariums nieder und blieb lange in schweigendem Gebet, um dann ebenso schweigend zu verschwinden. Wenn jeder so still und anspruchslos seine Pflicht thäte, ohne sich darum zu kümmern, ob er gesehen wird!

Von der einstigen Macht und dem Reichthum von Monte Cassino kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man hört, daß es im 11. Jahrhundert folgende Territorien besaß: 2 Fürstenthümer, 20 Grafschaften, 440 Städte, Flecken und Dörfer, 250 Schlösser, 336 Gehöfte, 23 Seehäfen, 1662 Kirchen u. s. w. Wohl mag den stolzen Aebten, wenn sie von ihrem Prachtsitz in die gesegneten Gefilde niederschauten, die ihnen unterthan waren, so weit das Auge reichte, und aus denen die Erträge und Zehnten in Fülle in die heiligen Mauern strömten, das Herz sich geschwellt haben; denn reichere Fluren giebt es kaum irgendwo anders als die vom Liris und Rapido durchströmten. Tafel und Keller des Klosters gaben allzeit da-

von Zeugniß, und wenn auf ihren Römerzügen die deutschen Kaiser und Herren des heiligen römischen Reichs heraufgezogen kamen mit glänzendem Gefolge an Rittern und Reisigen, so konnten schier lange Zeit altrömische Mahle und deutsche Gelage einander folgen, ohne daß die Vorrathskammern erschöpft wurden.

Ja, der Blick von jenem Prachtsitz in die bergumkränzten Ebenen ist bezaubernd und fesselnd, und wie früher that es mir weh, als ich von hinnen mußte. Aber es mußte sein, und deshalb stand ich, als der dritte schöne Morgen der Osterwoche mir durch die kleinen Fenster zwischen den dicken Mauern hindurch in die beiden freundlichen Zellen lachte, schnell reisefertig. Nach herzlichem Abschied vom Prior, der gleichfalls ein Landsmann ist, und noch herzlicherem von dem treuen Fra' Bonifazio, der mich mit genauen Instructionen für die beabsichtigte abkürzende Wanderung durch die Berge und — mit einer vollen Flasche nicht des geringsten Klostertränkleins versah, setzte ich meinen Stab weiter.

VI.

Im Vesuvkrater.

(1878.)

Statt der vorstehenden Ueberschrift hätte ich die romantischere setzen können: „Eine Nacht im Krater des Vulkans" — wenn es nicht der Genauigkeit widerstritte, einige Stunden als eine ganze lange Octobernacht zu bezeichnen, und wenn überhaupt das Romantische der Bezeichnung mich zu ihrer Wahl veranlaßt hätte. Dies ist aber nicht der Fall. Ich habe sie gewählt, um dadurch anzudeuten, daß man im Krater oder wenigstens hart an seinem Rande gewesen sein muß, um eine „Vesuveruption" schildern zu können.

Es war vor nunmehr 20 Jahren in einer schönen Octobernacht nach dem Vollmonde, als ich die Besteigung unternahm — auf die Meinung Palmieris vertrauend, welcher in dieser Mondphase eine Steigerung der vulkanischen Thätigkeit erwartete. Obgleich er kurz vorher angekündigt hatte, daß eine Fortsetzung der Bulletins bei der gleichmäßig geringen Bedeutung der Eruption ihm unnöthig erscheine, hat er sich doch nicht enthalten können, die Bestätigung jener seiner Voraussagung zu veröffentlichen. Der letzte Bericht lautete: „In der letzten Nacht die Eruptionsthätigkeit merklich erhöht, besonders nach Mitternacht." Ich kann bestätigen, daß dem so war, denn vom Zu-

fall begünstigt kam ich eine Stunde nach Mitternacht am Kraterrande an, wo sich mir das seltsame Schauspiel in vollem Glanze darbot.

Doch ich erzähle erst, wie ich hinaufgekommen bin, umsomehr, da dies in angenehmer Gesellschaft geschah. — Ein befreundetes Paar, Herr und Dame, hatten den nächtlichen Weg von Sorrento nach Neapel nicht gescheut, um sich mir und meiner Frau, die wir von Neapel kamen, anzuschließen, und mit der Begeisterung für das kühne Vorhaben verband sich die Freude an dem Reiz der herrlichen Mondnacht, die uns sogleich in die beste Stimmung versetzte, als wir das lärmende, in ein Lichtmeer getauchte Neapel hinter uns hatten.

Auf der am Rande des Golfes sich hinziehenden Straße ging es durch die Ortschaften S. Giovanni und Portici nach Resina. Hier mußten Pferde oder Esel zur Weiterbeförderung gesucht werden — zu so später Stunde keine ganz leichte Aufgabe. Das Städtchen lag da wie im Halbschlafe; der helle Mondschein ruhte auf den breiten lavagepflasterten Gassen, in den weiten Arkadenhöfen, auf den steinernen Brunnen und den flachen Terrassendächern. Viele Thüren standen offen; auf mancher Schwelle saßen noch spinnende und schwatzende Frauen; wenige Gruppen von Männern standen im Gespräch beisammen oder saßen spielend an den Tischen vor der Osterie.

Unsere Erscheinung zu so ungewohnter Stunde erregte bald Aufmerksamkeit, und als unsere Absicht bekannt wurde, waren wir bald von der Mehrzahl der noch wachen Resinenser umgeben. Diese Nachkommen der alten Herculanenser stellen die äußersten Vorposten am Fuße des Vesuvs. Der Berg hat auch sie wie ihre antiken Vorväter, die tief unter ihren Füßen ruhen, öfter schwer heimgesucht; dafür machen sie ihn sich dienstbar und zu einer Quelle des Gewinnes, indem sie den Besteigern als Führer und Pferdeverleiher sich anbieten.

Die Discussion über Leistung und Gegenleistung, d. h. Zahl und Qualität der Reitthiere und der Führer, Dauer der Excursion, äußersten Punkt derselben, Preis der Pferde und Höhe der buona mano wurde wie üblich mit Aufwand aller rhetorischen Künste beiderseits geführt und dauerte demgemäß ziemlich lange. Wir waren dem Abschluß des Pactes nahe, als eine Aenderung des Feldzugsplanes vor uns auftauchte, die viel Verlockendes bot. Den sichtbaren Träger dieser Verlockung hüllte ein im Mondschein malerisch genug erscheinender gewaltiger Mantel und ein dito Hut ein. Es war ein Rosselenker, der, nachdem er durch schweigendes Zuhören von unseren Absichten Kenntniß genommen, sich als Concurrent aufwarf und mit Siegeszuversicht uns eine offene Hand und ein tiefes „Signori — venti lire — una vettura — fin'a Pompei“ entgegenschleuderte.

Die Aussicht war eine lockende: Statt eines ermüdenden Rittes die Fahrt bis zur halben Höhe des Berges im bequemen Wagen zu machen und nach der Besteigung direct nach Pompeji gebracht zu werden, wo wir ohnehin während des Sonntags zu verweilen beschlossen hatten! Wir schlugen ein, und mit einer triumphirenden Geberde gegen seine Concurrenten wandte sich der Vetturin, um uns nach seiner Behausung voranzuschreiten.

In einer engen nach gährendem Wein duftenden Gasse traten wir in einen monderhellten Hof. Er war todtenstill: aber kaum hatte der Bemantelte ein paar unverständliche Töne hören lassen, als es wie auf Zauberschlag lebendig wurde. Die alte Kutsche rasselte — man sah nicht, durch welche Kraft getrieben — hervor; ein paar Bursche zogen die Pferde herbei und setzten mit Stricken und Pflöcken das Riemzeug in Stand; Frauen und Mädchen erschienen mit Laternen und halfen oder schienen bei der Zurüstung zu helfen, natürlich unter dem Ge-

schrei und gegenseitigen Anrufen, ohne welches dieses Völkchen keine gemeinsame Arbeit thun kann. Dadurch aus dem ersten Schlafe geweckt, kamen auch die Kinder aus den Zimmern, um die Fremden anzustaunen, und ein kaum dreijähriges Bürschchen, in bloßen Füßen und nur mit dem zerrissenen Hemde bekleidet, lief mit auf den kalten Steinen des Hofes umher, ohne daß irgend Jemandem eine Einwendung dagegen nöthig schien.

Unter zehnstimmigem „buon viaggio, felicissima notte“ fuhren wir — es war 10 Uhr vorüber — aus dem Thore, die engen, ansteigenden Gassen aufwärts und hinaus dem Vesuv entgegen.

Ein gut gehaltener Fahrweg, nach der Zerstörung durch die letzte große Eruption schöner und bequemer wiederhergestellt, führt in langen Windungen an dem sanft geneigten Abhang des Berges empor. Der Abhang ist weithin mit Baumpflanzungen und üppigen Wein- und Fruchtgeländen bedeckt. Wir würden kaum ahnen, daß wir uns dem Herde verderbenschwangerer Gewalten nähern, wenn nicht dort über der schwarzblauen Bergmasse die glührothe Wolke schwebte, deren feuriger Glanz, jemehr wir uns annähern, immer intensiver wird.

Wir lauschen, ob kein drohender oder warnender Laut aus dem Bergesinnern sich vernehmen läßt. Es ist uns, als müßte das stoßweise Aufwirbeln der weithin sich wälzenden Rauchsäule und das periodische Aufflammen vom hörbaren Geräusch der vulkanischen Athemzüge begleitet sein. Aber Alles bleibt stumm und still. Stumm und still, in tiefem Schlafe, liegen auch die weißen Landhäuser und die Gehöfte der Weinbauern da, die im Mondlicht glänzend aus den dunkeln Laubmassen hervortauchen. In ihnen schläft man wirklich in aller Ruhe und Sorglosigkeit. Es ist eine Sorglosigkeit, die einem immer

wieder zu denken giebt, so oft man sich auch sagt, daß diese Menschen wie alle anderen der Macht der Gewohnheit unterworfen sind und doch unmöglich in beständiger Besorgniß sein können. Und doch müßten sie es sein, wenn sie bedächten, daß es eitel erhärtete Lava ist, auf der ihre Wohnungen stehen, daß aus verwitterten Aschen und Schlacken ihre Reben die Feuerkraft, ihre Orangen und Granaten die üppige Fülle ziehen und daß schon hundertmal die verheerenden Elemente hier Menschenwerk und Menschenleben vernichtet haben. Aber wie von den Düneninseln der Nordsee die Furcht vor den Sturmfluthen noch nicht die Bewohner hat vertreiben können, so siedelt sich hier eines der leichtlebigen Geschlechter auf dem Grabe des anderen an, und ein jedes vertraut der Hoffnung, daß es von dem Geschicke des vorangegangenen verschont bleiben werde. Die Gefahr ist auch in der That in den meisten Fällen keine ganz unmittelbare und unentrinnbare. Die einem stärkeren Ausbruche immer vorangehenden Vorzeichen lassen fast regelmäßig Zeit, wenigstens das Leben zu retten. Doch wer kann einem solchen Nachbar völlig trauen!

Langsam schreiten die Pferde weiter, und lautlos rollt der Wagen in dem schwarzen vulkanischen Sande, der den Weg bedeckt, aufwärts. Die Aussicht wird freier und weiter. Von einem feinen hellen Duft bedeckt, liegt der Golf unter uns. Wir überschauen seine ganze Küstenlinie und erkennen an den Lichtergruppen, die aber nur mühsam mit dem hellen Mondschein ringen, die Reihe der im Halbkreise liegenden Küstenstädtchen: Portici, Resina, Torre del Greco, Torre Annunziata, Castellammare. Sie alle überstrahlend und vom Meere wiedergespiegelt schaut das flimmernde Häusermeer von Neapel herüber. Aber kein Laut tönt mehr herauf.

Auch die vereinzelten heiseren Laute der Nachtvögel, die hier und da aus altem Gemäuer und dichtem Laub hervor-

klangen, sind verstummt. Wir befinden uns in der Zone der jüngsten Lavafelder. Hier herrscht Oede und Tod. Kein Halm, kein Insekt, kein Vogel belebt diese Steinwüste. Macht dieselbe bei Tage einen trostlosen, so machte sie jetzt bei der geisterhaften Beleuchtung, in der wir sie sahen, einen unheimlichen Eindruck Zu unlösbaren Knäueln verschlungen oder zu Hügeln von phantastischen Formen aufgethürmt dehnt sich die schwarze, braune, graue Masse weithin zu beiden Seiten des Weges aus. Es sind Formen, die mit nichts Anderem verglichen werden können, und die man sich schwer vorstellen kann, wenn man sie nicht gesehen. Man hat bald den Eindruck eines Meeres, bald den eines Gebirges. Es ist ein erstarrtes Meer, aber ohne Eindruck der Beweglichkeit; und es ist ein zertrümmertes Gebirge, aber ohne die bestimmten Formen der Berge. Wie die ungeheuren Ströme breiartiger zähflüssiger Masse sich durch- und übereinander gewälzt haben, so sind sie erstarrt, in der Erstarrung zerbröckelt und zerklüftet, und liegen nun da wie die zerstückten Glieder und die herausgerissenen Eingeweide der Mutter Erde und wie eine schreckende Warnung gegen eine Annäherung an ihre immer offene Wunde.

Aber wir wollen heute in ihr Inneres selbst hineinschauen, uns an dem Feuer ihres Busens wärmen, und es geht vorwärts zwischen den dunklen Wänden, über die phantastischen Trümmer hin.

Wir sind an der „Eremitage", der ehemaligen Einsiedlerwohnung. Bei Tage ist dort reges Leben. Lärmende Gesellen, die ihre Führerdienste antragen, haben hier Posto gefaßt, und alle Weinsorten Campaniens werden als „Lacrymae Christi" angeboten und zur Stärkung für den letzten anstrengenden Theil der Wanderung vertilgt.

Jetzt ist Alles still. Nur ein Alter erhebt sich von einer Steinbank auf dem kleinen Vorplatz und bietet ein Paar Berg-

stöcke an, und zwei Burschen, wegen zu hoher Forderungen zurückgewiesen, folgen uns schweigend, in der Voraussetzung, daß wir den Weg nicht finden und ihrer Dienste doch noch bedürfen werden.

Der Wagen bleibt zurück, denn wir können von hier aus nur zu Fuß weiter kommen. Der Fußpfad führt am Observatorium vorüber auf einem Hügelrücken hin, dann über ein stundenbreites Lavafeld zum Fuße des Aschenkegels.

Es war Mitternacht, als wir aufbrachen. Einige Fenster des Observatoriums waren erleuchtet. Der alte Palmieri wachte dort mit einem Assistenten und seiner Tochter. Bei einem hohen, schwarzen Holzkreuz verläßt der Pfad den vorgebirgartigen Hügel, auf dem das Observatorium steht. Zwei Thäler, ehemals von bedeutender Tiefe, ziehen sich an seinen beiden Längsseiten hinab, der sogenannte Fosso della Vetrana im Norden, der Fosso grande im Süden. Beide sind durch wiederholte Lavaergüsse, vorzüglich durch den ungeheuren der Eruption von 1872, dessen Masse man auf 20 Millionen Cubikmeter schätzt, zum großen Theil ausgefüllt worden. 30 Meter hoch und 6—800 Meter breit ist der erstarrte Strom am Ausgange des Atrio del Cavallo, wo er sich getheilt hatte, um durch die beiden Thäler noch fast eine Meile weit ins Land hinabzuströmen.

Die Ersteigung des steilen Aschenkegels, der alle Ausdauer und Kraft des Schaubegierigen erfordernde Schlußtheil der Unternehmung, ließ an Mühseligkeit auch diesmal nichts zu wünschen übrig. Dank der Lauheit dieser Nacht sah der Mond kaum weniger Schweißtropfen auf unseren Stirnen, als sonst die Sonne zu sehen pflegt, obwohl der Pfad, auf welchem wir einem der sehr kundigen Führer folgten, mir etwas bequemer erschien als vordem.

Oder trug die gespannte Erwartung zur Anspannung und

Stärkung der Kräfte bei? Sicher ist, daß, je höher wir stiegen, unsere Schritte schneller wurden, unsere Augen begieriger auf die jetzt in der That furchtbar erscheinende feurige Dampfwolke gerichtet waren. Wir konnten nicht mehr zweifeln, daß wir durch den Zufall in ungeahnter Weise begünstigt seien und das großartige Schauspiel in einem seiner gesteigertsten Momente genießen würden.

Dem war so. Schon hörten wir das Getöse, das die Auswurfsstöße begleitete. Die letzten hundert Schritte, die uns vom Gipfel trennten, wurden im Laufe zurückgelegt. Vergessen war die Ermüdung des fünfviertelstündigen Steigens. Wir standen am Rande des Kraters und blickten hinab, und ein Ausruf des betroffenen Staunens war Alles, dessen wir im ersten Augenblick fähig waren.

Das Schauspiel war über die Maßen packend. Die steilen Felswände des kesselförmigen Kraters waren hell erleuchtet, und über seinem Schlunde breitete eine mächtige Rauchwolke sich aus, welche von unten durch das grellrothe Feuer, von oben durch das weiße Mondlicht erhellt wurde und ihre Schatten bald da, bald dort auf die Kraterwand warf, daß es wie dunkle, riesige Gespenster daran auf und ab fuhr.

Doch nur schnell flog der Blick darüber hin, um sich dann auf den Grund des Kraters und den Herd der Erscheinungen zu richten.

Die Mitte des Kraterbodens hat sich geöffnet. Ein neuer vulkanischer Kegel ist daraus hervorgestiegen, und seine Spitze stößt die glühende Dampfwolke und Massen von glühenden Projectilen aus, die wie ein Raketenfeuerwerk stoßweise die Scene erleuchten. Aus den Flanken dieses dunkeln Kegels aber brechen die Laven hervor, fließen an ihm hinab und winden sich gleich feurigen Schlangen in dem rings umschlossenen Krater, aus dem sie noch nicht entweichen können, hin und her. Theils

weiß-, theils rothglühend, gleichen sie Bächen flüssigen Metalls, man möchte am liebsten sagen Goldes, das aus den Gnomenwerkstätten der Erdtiefe entronnen ist und unwiderstehlich anlockt, aber auch schlimme Gefahr droht.

Wir fragten den Führer, ob man hinabsteigen könne. „Bis an die Lava und auf dieselbe", war seine Antwort. Er schritt voran, und ihm folgend stiegen wir an einer weniger abschüssigen, aber doch nicht ohne Hülfe der Hände passirbaren Stelle etwa hundert Fuß tief hinab.

Schon oben am Kraterrande hatte jeder Luftzug uns eine sehr fühlbare Wärme zugeführt. Jetzt steigerte sie sich zur Hitze und nahm mit jedem Schritte abwärts zu. Sogar den Füßen wurde die Hitze der Asche, in der wir wateten, empfindlich. Wenige Schritte von dem äußersten Lavastrom entfernt, wählten wir einen großen Stein als Platz zum Ausruhen und hielten mit den mitgebrachten Vorräthen ein denkwürdiges Nachtmahl. Wir konnten hier verweilen, weil die nächsten Laven bereits mit einer die Hitzeausströmung mindernden Kruste bedeckt waren. Solche Schlackenkrusten, die schlechte Wärmeleiter sind, bilden sich auf der Oberfläche der Lavaströme sehr schnell und sind die Ursache, weshalb die innere Hitze sich ungemein lange erhält. Mit einem Gemisch von Behagen und Grauen wagten wir uns auf dieser heißen, harten Decke noch eine Strecke vorwärts, durch ihre Spalten und Risse in die glühende Tiefe blickend, bis ein neuer, langsam sich heranwälzender Strom uns zum Rückzuge zwang. Dem Führer überließen wir es, mittelst seines eisenbeschlagenen Stockes einige Brocken der flüssigen Masse loszulösen und Münzen in dieselben einzudrücken, die wir zum Andenken mitgenommen haben.

Auf unserem etwas erhöhten Steinsitz außer dem Bereich der directen Gefahr, konnten wir doch aus nächster Nähe die wunderbaren Erscheinungen beobachten. Im höchsten Grade

fesselnd ist die Eruptionsthätigkeit des neuen Kegels. In Pausen von zwei bis drei Minuten schießt mit Brausen und Zischen eine Feuergabe aus der Spitze der Pyramide hervor, bestehend aus einer Masse glühender Steine, Aschentheile und Lavastücke, die mit einer Wolke hellleuchtenden Dampfes hoch aufgewirbelt werden, so daß man, auch im Bewußtsein außerhalb ihres Bereiches zu sein, betroffen zurückweicht. An der während des Fluges sich verändernden Gestalt unterscheidet man die Stücke flüssiger Lava. Die Projectile erreichen nicht die Höhe des alten Kraterrandes, weshalb man sie aus der Ferne nicht wahrnehmen, sondern nur das jeden Eruptionsstoß begleitende Aufflammen in der Rauchwolke bemerken kann. Die Auswurfsmassen fallen auf den Kegel selbst zurück und rollen als Feuerkugeln an seinen Seiten hinunter oder bleiben auf denselben liegen, auf diese Weise zu seiner beständigen Erhöhung beitragend. Außer der breiten Oeffnung im Gipfel zeigen sich aber an und neben dem Kegel noch viele Stellen, an denen die Dämpfe die Decke durchbrochen haben, Miniaturkegel — „piccoli Vesuvii“ nannte sie unser Führer —, aus denen gleichfalls Rauch und Lava hervorquillt und selbst kleine Projectile hervorgeschleudert werden.

Hatte am oberen Rande des Kraters der Schwefeldampf und Qualm uns belästigt, so waren wir hier vor demselben völlig geschützt und erfreuten uns sogar einer angenehmen Luft. Die Rauchsäule stieg vom Kegel gerade auf und ward weit über unseren Köpfen hinweggeführt.

Gefahr war nicht zu besorgen, da weder Sand und feine Asche noch erstickende Gase ausgestoßen wurden. Unser Standpunkt war noch über hundert Fuß von der Basis des Kegels entfernt und überdies höher als der dazwischenliegende Kraterboden, so daß etwa unvermuthet hervorbrechende Wasser- oder Lavaströme vorerst die tieferen Theile hätten ausfüllen müssen.

Trotzdem wichen wir zuweilen unwillkürlich zurück, wenn die glühenden Steine hoch über unsere Häupter aufflogen oder ein neuer Ausbruch der feuerflüssigen Masse mit der ihr eigenthümlichen wälzenden und schleichenden aber unwiderstehlichen Bewegung die Richtung auf uns zu nahm. Aber das Schauspiel war ein so wunderbares, und das Bewußtsein selbst, uns unter so außergewöhnlichen Umständen an einem halb der Unterwelt und ihren Schrecken angehörenden Orte zu befinden, hatte eine so magische Anziehungskraft, daß wir wie gebannt waren an die glühenden Ströme und Feuerregen.

Was uns Sicherheit gab, war der Umstand, daß aller Wahrscheinlichkeit nach nur unterhalb unseres Standortes — der der einzige einen Aufenthalt im Krater gewährende zu sein scheint — erneute Ausbrüche stattfinden konnten. Was unter ähnlichen Umständen Unglücksfälle, z. B. den Untergang der zahlreichen Besucher in der Nacht des 26. April 1872 verursacht hat, war die Oeffnung von Eruptionsstellen über oder dicht neben den Neugierigen. Einundfünfzig Personen mit Führern befanden sich in jener Nacht dicht unterhalb des alten Kegels in dem „Atrio del Cavallo" genannten Thale, als die ganze Nordseite des Kegels barst und ein ungeheurer Lavastrom sich durch die Spalte ergoß. Zugleich fiel ein Regen glühenden Sandes auf die Unglücklichen herab, unter ihren Füßen brachen Ströme von Lava und siedendem Wasser hervor, und nicht ein Einziger konnte gerettet werden.

Die Spalte — La Finestra genannt — existirt noch; sie mußte dazu beitragen, eine so plötzliche Kraftentfaltung der gegenwärtigen Eruption zu hindern, indem sie den Laven allmählich einen Ausweg öffnete. Noch hatten sie denselben nicht ganz erreicht, wohl aber den Krater, der früher ca. 300 Fuß tief war, zur Hälfte angefüllt, und sie nahmen ihren langsamen Lauf beständig auf die Oeffnung zu, so daß sie später auf dem-

selben Wege, wie die der letzten großen Eruption, sich bergab ergossen.

Die geschilderte Phase der Vesuvthätigkeit war eine chronische Eruption, eine fortgesetzte Ausstoßung derjenigen Gase und Massen, welche nur, wenn sie lange Zeit gewaltsam zurückgehalten werden, zu einem acuten Ausbruch führen. Ebendeshalb kam es diesmal zu keiner bedeutenderen Eruption; die über zwei Jahre dauernde Activität des Kraters nahm vielmehr allmählich wieder ab. Natürlich können stets, wenn durch einen Einsturz des neugebildeten Kegels oder auf andere gewaltsame Weise die Abzugsöffnungen gesperrt werden, die zurückgedrängten Kräfte zu einer derartigen Spannung gelangen, daß sie sich in heftigerer Weise Luft machen.

„Schwerlich wird uns ein so packendes Naturschauspiel zum zweiten Male beschieden sein", sagten wir uns bedauernd, als wir endlich mit schwerem Herzen uns von der infernalischen Stätte losrissen.

Der Rückweg ging unter Erinnerungen an das wunderbare Schauspiel schnell von statten. Noch stand, als wir über die steile Aschenwand hinabeilten und die Lavatrümmer durchschritten, der Mond hoch am Himmel und beleuchtete mit der Feuersäule unseren Weg. Aber die Sonne war über die Berge von Salerno gekommen, als wir Pompeji erreichten, und es war nur noch eine dichte weiße Wolke, die den ernsten Gipfel des Vesuvs krönte.

VII.

Noch mehr vom campanischen Vulcan.

(1875.)

Die geschilderte Vesuvpartie war nicht die erste, die ich während eines mehrjährigen unvergeßlichen Aufenthaltes an den Ufern des herrlichen Golfes gemacht habe. Wenn ich unternehme, von einer früheren Besteigung im strahlenden Tageslichte zu erzählen, so darf ich mich nicht durch das Bedenken abhalten lassen, etwas oft Geschildertes und daher Bekanntes zu berichten. Die Natur des Berges kommt jeder neuen Schilderung dadurch zu Statten, daß sie ungemein veränderlich ist. Nicht nur der obere, durch einen riesigen Aschenkegel gebildete Theil des Vulcans, der zunächst unter dem Einflusse der unaufhörlichen, bald langsameren bald schnelleren aufbauenden und zerstörenden Arbeit des Kraters steht, sondern auch die unteren sich gewaltig erweiternden Abhänge sind diesen Veränderungen der Gestalt und Beschaffenheit unterworfen. Die Lavaströme im Verein mit einer Erniedrigung oder Erhöhung des Kegels bewirken, daß dem aufmerksamen Beobachter schon das Profil des Berges nicht immer und von allen Seiten als das gleiche erscheint und sogar die von demselben Standpunkte aufgenommenen photographischen Ansichten merklich abweichen. Die Höhe und Gestalt des Aschenkegels ist so schnellen Veränderungen

unterworfen, daß die Spitze des Berges mit ihrer beständigen Rauchwolke binnen wenigen Jahren, zuweilen Monaten, eine ganz andere Gestalt annimmt. Auch im Innern des Kraters gehen fortwährende Veränderungen vor sich, die seine Tiefe, seinen Umfang, die Beschaffenheit der Wände und der Oeffnungen sehr wechselnd erscheinen lassen. Daß die Form des oberen Aschenkegels nach den großen Eruptionen der siebziger Jahre eine andere geworden war, merkte ich zu meinem unangenehmen Erstaunen, als ich einige Jahre später dem alten Freunde „mit dem glühenden überströmenden Herzen" wieder einen Besuch abstattete.

Es war an einem klaren Maimorgen, als der Anblick einer ungewöhnlichen Schwäche und Durchsichtigkeit der den Berg krönenden Rauchwolke mich veranlaßte, in Begleitung eines zu solchen Expeditionen immer bereiten und der Gegend in vorzüglichem Maße kundigen Freundes eine Besteigung ins Werk zu setzen. Bei dem erprobten und hier nothwendig zur Anwendung gebrachten Grundsatze, die Belastung mit Vorräthen und Utensilien aufs äußerste zu beschränken, nahm unsere Reiseausrüstung wenig Zeit und Mühe in Anspruch, und schon zu guter Stunde rollten wir auf der entzückenden Küstenstraße über S. Giovanni, Pietrabianca und Portici dem Fuße des im blauen Dufte daliegenden Berges zu. In Resina versorgten wir uns nach dem unvermeidlichen, aber zu allseitiger Zufriedenheit beendeten Zahlungsstreit mit unserem neapolitanischen Rosselenker mit dem nöthigsten Mundvorrath, worunter einige Eier — zum Gesottenwerden im Krater bestimmt — und eine Flasche Falerner nicht den letzten Rang einnahmen. Die am Ausgange der Stadt harrenden Eseltreiber wiesen wir diesmal zurück, an dem heroischen Entschlusse festhaltend, den ganzen Weg zu Fuß zu machen. Dagegen konnten wir nicht hindern, daß ein Schwarm der malerischst zerlumpten männlichen Jugend von

Resina uns eine halbe Stunde weit das Geleite gab, alle mit einem mehr oder weniger unbrauchbaren Bergstock bewaffnet, die sie mit energischstem Geschrei als unentbehrlich uns zum Kaufe anboten. Es war köstlich zu beobachten, wie der größte dieser Schlingel, um sich Anspruch auf unsere Erkenntlichkeit zu erwerben, mit den beredtesten Worten seine jüngeren Genossen von der Erfolglosigkeit ihrer Anstrengungen zu überzeugen und, da dies nicht wirkte, sie mit Gewalt von uns abzuhalten suchte. Wie gewöhnlich war es vergeblich, daß wir erklärten, keiner von der ganzen Rotte werde auch nur einen Centesimo erhalten; erst unser volles Schweigen und die verständlichste Geberde der Verachtung hatte den Erfolg, daß alle Halt machten, aus einiger Entfernung uns eine Salve von Schimpfwörtern nachsandten und dann mit den Stöcken klappernd und gellendes Geheul ausstoßend im Galopp den Rückzug antraten.

Die große und schöne Fahrstraße zum Observatorium verlassend schlugen wir einen steinigen Fußweg ein, der uns mit etwas mehr Beschwerde aber schneller ans Ziel zu bringen versprach. Ueppige Baumpflanzungen, Gärten und Weinberge begleiteten ihn zu beiden Seiten, und jeder neue Blick rückwärts zeigte den Rahmen eines der köstlichsten Bilder der Erde um ein Stück vergrößert. Ohne es zu bemerken, schreitet man von Resina und Portici aus eine Stunde lang über gewaltige Lavamassen hin, die einst in einer kurzen Stunde Tausende von Menschenleben und weite Strecken des üppigsten Landes vernichtet haben, im langsamen Lauf der Jahrhunderte aber wieder mit einer Decke fruchtbaren Bodens überzogen worden sind und nur an wenigen Stellen durch das Hervorragen schwarzer zerklüfteter Massen an das vergangene und das noch immer drohende Verderben erinnern. Es sind die Lavaströme der Eruption vom Jahre 1631, der heftigsten und verderblichsten von den zahlreichen, die zwischen 79 und 1872 stattgefunden

haben. Es ist damals nicht, wie sonst in der Regel, nur eine Seite des Berges gewesen, auf welcher die glühende Masse sich hinabgestürzt hat, sondern mit Ausnahme einer Strecke von kaum zwei deutschen Meilen im Norden zwischen S. Anastasia und Ottajano ist die Ebene im gesammten Umkreise des Vesuvs, acht bis neun Meilen im Umfange, heimgesucht worden. Denn bis Barra und S. Giovanni im Westen, bis Madonna dell' Arco im Norden und über Gli Avini hinaus im Osten sind Ortschaften wie Felder vernichtet worden, und im Süden soll durch die Lavaströme und Erderschütterungen die Meeresküste an 1000 Meter vorgerückt worden sein. Am meisten litt wieder die Gegend des alten Herculaneum, über dem heute die freundlichen Ortschaften Torre del Greco und Resina stehen, denn beide wurden, wie die erstere nochmals im Jahre 1794, fast völlig zerstört. Ueber dem Strom von 1631 findet man auf dem von uns eingeschlagenen Wege schichtenweise übereinander liegend und durch Lagen von Asche, Erde, Sand und Schlacken getrennt die Laven von 1694, 1723, 1725, 1794, 1822 u. s. w.; denn allein in diesem Jahrhundert zählt man bekanntlich an zwanzig mehr oder minder heftige Ausbrüche, die vorzüglich die West- und Südseite heimgesucht haben.

Die neueren Lavafelder von 1858, 1860 und 1872 sieht man in gewaltiger Ausdehnung vor sich, sobald man einen niedrigen Abhang übersteigend die schmutzige Osterie erreicht, die gewöhnlich als eine Erfrischungsstation benutzt wird. Es ist ein Bild grausiger Zerstörung und furchtbarster elementarer Kraft, das diese schwarzen zerklüfteten Massen des erstarrten Gesteins darbieten. Wie geborstene Eisschollen über- und durcheinander geschoben, aber in starrer Unbeweglichkeit machten diese Zeugen aus einer unterirdischen Feuerwerkstätte von Neuem auf uns den peinlichen Eindruck, der immer mit dem Gefühl der menschlichen Ohnmacht gegenüber den elementaren Mächten

verbunden ist. Es ist eine trostlose Oede, die weithin das Auge überschaut; kein Halm, kein Blatt, kein Vogel ist zu sehen, wo blühendes Leben herrschte, bevor die glühenden Eingeweide aus dem verderblichen Bergesschoß hervorbrachen.

Um zu dem auf einem isolirten, sich vorgebirgartig nach Westen erstreckenden Hügel befindlichen Observatorium zu gelangen, mußte man früher ein 100 Meter tiefes Thal, den Fosso grande, durchschreiten.

Jetzt hatten wir einen beträchtlichen Hügel von zerrissenen, z. Th. als Steinbrüche benützten Lavamassen zu überklettern, der seit 1858 die ganze westliche Hälfte des Thales ausgefüllt und 1872 sich noch weit über die Ränder erhoben hat. Denn bei nicht zu großer Schnelligkeit des feurigen Stromes erhärtet die Masse in verhältnißmäßig kurzer Zeit so weit, daß sie stehen bleibt und, die noch nachfolgende aufhaltend, bedeutende Erhebungen von den phantastischsten Formen bildet. Bekanntlich liefert sie ein Baumaterial, dem nicht nur Neapel und andere italienische Städte die unübertreffliche Dauerhaftigkeit und Schönheit ihres Straßenpflasters und der Mauer- und Gebäudegrundlagen verdanken, sondern das in großen Massen bis nach Griechenland, Constantinopel und Alexandria verschifft wird. Die besonders dunkle Farbe der neuesten Lava erklärt sich aus dem Mangel an Leucit und Tuffverbindungen, während sie sehr reich ist an Augit und Olivin.

Am Fuße des Promontoriums, auf dessen westlicher Spitze das Observatorium Palmieris liegt, findet man abermals eine Weinschenke, in der dem Fremden ein Lacrymae Christi angeboten wird, der, wenn er echt wäre, durch Wohlfeilheit in Erstaunen setzen müßte; aber begreiflich erhält man ihn fast nirgends echt, da die Abhänge auf der Nordseite des Berges, auf denen er gebaut wird, durch die Verheerungen der Ausbrüche immer mehr beschränkt worden sind und jetzt nur noch

eine sehr geringe Menge des Göttertrankes erzeugt wird, der einem unserer Landsleute — natürlich Berliner — den Seufzer ausgepreßt haben soll: „O Christus, warum hast Du nicht bei uns geweint!“ — Wir widerstanden der Lockung und vermieden die Täuschung, indem wir unseren Weg ohne Unterbrechung in der Richtung des Observatoriums fortsetzten. Mühsam stiegen wir in dem lose geschichteten Gemisch von weißem Tuff, Asche, Sand und Schlacken aufwärts und beglückwünschten uns, als wir diesen ersten schwierigen Theil des Weges hinter uns hatten. Wir befanden uns auf dem äußeren Ende eines riesenhaften Walles, an 2200 Fuß über dem Meere, also etwa auf halber Höhe des Berges. Von ihm ist dieser Bergrücken, der wie zur Aufnahme einer Warte hingestellt scheint, ohne Zweifel ursprünglich durch eine tiefe Einsenkung seines östlichen Endes getrennt gewesen, die aber jetzt durch die Laven fast vollständig ausgefüllt ist, so daß der Hügel nach Osten unmittelbar in ein unübersehbares Trümmerfeld übergeht, das wie ein riesiger schwarzer Gürtel das mittlere Dritttheil des Berges bis an den Fuß des eigentlichen Aschenkegels umschließt. Bedeutend tiefer als jene Einsattelung waren die Thäler, in welche die beiden Langseiten des Hügels mit fast senkrechten Wänden steil abfallen, und bei einer beträchtlichen Breite haben sie seit der Eruption von 1631 unglaubliche Mengen von Lava aufnehmen können. Allerdings ist das südliche Thal an einer Stelle bereits ausgefüllt, und auch das nördliche, Fosso della Vetrana, ist durch die Lava von 1872, deren Masse man im Ganzen auf 20 Millionen Kubikmeter berechnet, soweit angefüllt worden, daß man sich bei dem Gedanken an einen neuen starken Lavaerguß nach dieser Richtung einiger Besorgniß um das werthvolle Observatorium nicht erwehren kann. Denn selbst ohne daß die glühende Masse den Fuß des Gebäudes erreicht, muß dasselbe bei der sich entwickelnden Hitze in größter Gefahr

schweben, und in der That hat der Professor Palmieri, der 1872 muthig auf seinem Posten ausharrte, schon damals stark von der Hitze gelitten. Ein Untergang dieses wichtigen Etablissements wäre aufs äußerste zu bedauern, denn wenn selbst die Insassen mit den kostbaren Instrumenten beim Herannahen der Gefahr sich retten könnten, so würde kaum ein anderer Platz von nur annähernd gleich günstiger Beschaffenheit für die so wichtigen Beobachtungen des Berges gefunden werden können.

Da der liebenswürdige Begründer dieser interessanten Stätte der Wissenschaft nicht anwesend war, so verzichteten wir für heute auf den Besuch des Observatoriums und nahmen dafür von der Terrasse des Gebäudes aus die neuesten Lavaströme genauer in Augenschein. Wenn man die riesigen schwarzen Massen überblickt, die wie schlangenartige Ungethüme mit zahlreichen Armen sich meilenweit in das Land hineingewälzt haben und wie häßliche Flecke sich von der grünen Landschaft abheben, so begreift man kaum, daß diese Steinmassen einst im Krater haben geborgen sein können. Der Hauptstrom hat den Weg dessen vom Jahre 1631 genommen; er hat das üppige Pflanzenleben, das sich über der Vernichtung wieder entfaltet hatte, abermals zerstört und ist weiter als irgend einer der früheren Ströme gegen Nordwesten vorgedrungen; es ist ein Flächenraum von ca. vier Millionen Quadratmetern, worunter ein Viertheil fruchtbares Land, das er bedeckt hat. Von einer Wiederurbarmachung der betroffenen Landstrecken ist begreiflich nicht die Rede; alle diese Felder, Wälder, Gärten sind spurlos verschwunden, rettungslos verloren wie alles, was die glühende Fluth sonst verschlungen hat. Vielleicht, daß nach einem oder zwei Jahrhunderten die sorglosen Enkel wieder anfangen können die verwitterte Oberfläche der Lava zu einem neuen Felde zu machen. Von der Stelle weichen werden sie gewiß nicht, denn

was lehrt den kurzsichtigen Erdensohn die Vergangenheit, was kümmert ihn die Zukunft!

Der äußerste Punkt, welchen der neueste Strom erreicht hat, liegt zwischen den Dörfern S. Sebastiano und Ponticelli, in gerader Richtung 6000 Meter von der Ausbruchsstelle entfernt. Nachdem er den Aquäduct von Portici durchbrochen, ist er dicht vor einem Landhause stehen geblieben, das einst dem berühmten Maler Luca Giordano gehörte. Die Dörfer Massa und S. Sebastiano sind wieder wie 1631 zur Hälfte zerstört worden. Deutlich sieht man von der Höhe, wie der Strom, in gerader Linie hindurchgehend, von letzterem Orte die nördliche Hälfte förmlich abgeschnitten hat. Bei einem Besuche in demselben war ich erstaunt, zahlreiche Häuser zu finden, die, ohne weitere Beschädigung zu erleiden, um ein scharf abgetrenntes Stück verkürzt worden waren, welches in der vielfach die Höhe der Dächer erreichenden und noch jetzt so hoch aufgethürmten Lava verschwunden war. Die Schnelligkeit, mit der alles Brennbare von derselben verzehrt wurde, muß eine unheimliche gewesen sein; namentlich das Aufflammen der Bäume, an denen die Lohe blitzschnell hinauflief, um im Nu sammt ihrem Opfer zurückzusinken, hat nach dem Bericht der Augenzeugen einen ergreifenden Eindruck gemacht, da es meist durch schmerzlichem Stöhnen und Seufzen ähnliche Töne begleitet war. Alle Berichte stimmen dahin überein, daß die grausige Schönheit des Anblicks unvergeßlich sei, aber alle Zeugen sind auch darin einig, daß sie keine Wiederholung des Schauspieles wünschen; denn abgesehen von dem angerichteten Schaden und der großen Gefahr, in der die ganze nähere Umgegend des Berges geschwebt hat, ist selbst in der Stadt Neapel während 48 Stunden die Besorgniß und Aufregung so groß gewesen, daß Viele diese Zeit schlaflos und im Freien zugebracht haben. Bekanntlich sind auch nicht wenige Menschenleben der Eruption

von 1872 zum Opfer gefallen. Am Eingange des Observatoriums befinden sich zwei marmorne Gedenktafeln zur Erinnerung an eine Gesellschaft Fremder, die sammt einigen Führern von der plötzlich hervorbrechenden Lava überrascht und abgeschnitten wurden und an die unglücklichen neun jungen Mediciner, die ihren Wissenstrieb mit dem schrecklichen Tode büßten. Da der am 26. April erfolgende Ausbruch sich schon mehrere Tage vorher durch Lavaergüsse angekündigt hatte, so war die Zahl der zum Theil mit Extrazügen herbeigeführten Neugierigen eine ungeheure, und die in der Menge leicht von Einem auf den Anderen sich übertragende Sorglosigkeit wurde für Manchen verderblich. Eine mir befreundete Familie, die einen Theil der Nacht im Anblick des großartigen Schauspiels im Fosso della Vetrana zugebracht, hatte kaum den Platz verlassen, als der ganze Kegel auf der Nordseite sich spaltete und ungeheure Massen von Lava und gluthheißen Dämpfen hervorbrachen, die zahlreiche Unglückliche augenblicklich einhüllten und erstickten oder verbrannten.

Die volle Furchtbarkeit der Katastrophe konnten wir uns vorstellen, als wir unsern Weg vom Observatorium auf dem Hügelrücken entlang weiter fortsetzten und eine Strecke weit in das sog. Atrium vordrangen. Es ist dies das halbmondförmige Thal, welches im Norden und Nordosten den eigentlichen Vesuv von dem ihn ringförmig umschließenden Monte Somma trennt. Dieses Thal, den Rest eines weiten Kraters, aus dem der jetzige Vesuvgipfel sich erst durch die Erschütterungen im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erhoben hat, fanden wir auf eine Länge von 2000 und eine Breite von 500 Metern mit Lavamassen von der groteskesten Form angefüllt, deren Weg sich als ein schwarzer starrer Rücken selbst noch am Aschenkegel hinauf bis nahe an dessen oberen Rand verfolgen läßt. Aeltere Laven umgeben als weite ebene Felder — Le Piane genannt —

auch die Westseite des Kegels, auf welcher man jetzt gewöhnlich die Besteigung unternimmt.

Zu dem Kreuze zurückgekehrt, welches sich auf dem östlichen Ende des das Observatorium tragenden Hügels erhebt, schlugen wir den mühsamen Pfad durch diese Steinwüste ein, der aber kaum jenen Namen verdient, da er nur in den undeutlichen Spuren Derer besteht, die sich zwischen den Trümmern hindurch und über sie hinweg den Weg gesucht haben. Schon bedauerten wir, nicht früher unsere Kräfte aufgespart zu haben; denn wir hätten bis zum Observatorium fahren oder reiten können. Wir bemerkten erst jetzt, daß der südliche Theil des Himmels sich mit Wolken umzogen hatte, die uns die Sonne verbargen und sich ziemlich schnell weiter ausdehnten. Die aus dem Krater aufsteigende, vorher pinienförmige Rauchwolke war bedeutend stärker geworden und hatte sich abwärts gesenkt, so daß sie den Gipfel verhüllte.

Wir gelangten an den Fuß des steilen Aschenkegels, wo wir einige andere Fremde in Berathung mit den dort postirten Führern über die Räthlichkeit eines Kraterbesuches antrafen. Denn schon begannen Dünste uns einzuhüllen, die alles Tieferliegende unseren Blicken entzogen und voraussichtlich auch jede Fernsicht von oben hindern mußten. Dennoch entschlossen wir uns nach kurzer Ueberlegung, auf den letzten und bei weitem schwersten Theil der Unternehmung nicht zu verzichten und traten nach einer kleinen Erfrischung den Marsch in die schwarze Asche hinein an. Da der 300 Meter hohe Kegel, der nur aus losen Bimssteinen, Sand und Asche besteht, eine Neigung von 30 Grad und darüber hat, so erfordert das Hinaufsteigen eine unglaubliche Anstrengung, weshalb die meisten Besteiger die Hülfe der Führer dazu in Anspruch nehmen. Dieselben umgürten sich mit einem Riemen, in den der Reisende eingreift und sich so ziehen, meist auch überdies von einem zweiten dieser ungemein andauernden Männer schieben läßt. In nordischem

Kraftgefühl verschmähten wir diese Unterstützung, verschmähten wir sogar die uns angebotenen Bergstöcke und blickten mit einer gewissen Ueberlegenheit auf die kleine englische Gesellschaft, welche sich da vor uns hinaufschleppen ließ. Die ersten zwei- bis dreihundert Schritte legten wir mit den frischen Kräften und dem frischen Muthe des Anfangs ziemlich schnell, wenn auch nach Bergsteigersitte bedächtig, zurück, unterstützt von vereinzelten Lavablöcken und Schlackenstücken, welche aus der Asche hervorschauten und dem Fuße hin und wieder einen Ruhepunkt gewährten. Als diese aufhörten aber begann ein Stück Weges von so erschöpfender Schwierigkeit, daß ich in allen meinen Wanderungserinnerungen nichts ähnliches finde. Bei jedem Tritte gab die lose Masse nach, und kam der Fuß trotz seines tiefen Einsinkens ins Gleiten, so war stets zu fürchten, daß man den Halt ganz und gar verlieren und von Aschenmassen begleitet den unfreiwilligen Rückweg mit ebenso unfreiwilliger Geschwindigkeit antreten werde. Nach wenigen Minuten waren wir mit Schweiß bedeckt, bestaubt und die Hände, mit denen wir die Arbeit der Füße unterstützen mußten, geschwärzt. Langen Ruhepausen durften wir uns nicht hingeben, da die warmen und naßkalten Luftströmungen, die uns wechselnd trafen, dem erhitzten Körper gefährlich werden konnten. Daher ging es unaufhaltsam unter gegenseitigen Ermuthigungen vorwärts, zeitweilige Bewegungen in der entgegengesetzten Richtung, wie gesagt, nicht ausgeschlossen, und nach einstündiger Arbeit dieser Art erkannten wir an den Fumarolen die Nähe des Gipfels. Es sind dies kleinere oder größere Seitenöffnungen des oberen Kegels, dessen dünne Wandungen an vielen Stellen dem Druck der Gase nachgegeben haben und nun kleinen Dampf- und Rauchsäulen den Durchgang gestatten. Noch eine Strecke in der bereits heißen und feuchten Asche weiter watend, erreichten wir eine Stunde nach Mittag den Rand des Kraters.

Vor dem scharfen Winde, der oben wehte, zogen wir uns erschöpft und in Schweiß gebadet hinter eine aus Lavastücken aufgeführte Mauer zurück, wo ein primitiver Sitz bereits einige vor uns angekommene Wissensdurstige aufgenommen hatte. Wir befanden uns hier dicht neben einer schlotartigen Oeffnung, der gluthheiße Dämpfe entströmten, die aber so trocken sind, daß man sie zum Trocknen der durchnäßten Wäsche benutzen kann. Ein in den Schlund hineingehaltener Bergstock verkohlt an seiner Oberfläche in wenigen Secunden, und der auf diese Weise gezeichnete wird gern als Erinnerung und Zeugniß der Besteigung aufbewahrt. Die Hitze indessen und der Schwefelgeruch wurden uns an dieser Stelle so unbehaglich, daß wir beschlossen, eine andere Stelle behufs der dringend begehrten leiblichen Stärkung aufzusuchen. Das Wetter hatte sich unterdessen völlig geändert. Die Sonne hatte sich verborgen; dichte Wolken zogen unter unsern Füßen hin, wälzten sich wie riesige Ballen auf allen Seiten um den Berg und ließen uns nur stückweise das herrliche Panorama sehen.

Die am Morgen nur leichte und zarte Rauchwolke hatte sich ungewöhnlich verstärkt und wälzte sich vom Winde niedergedrückt in das Valle dell' Inferno und das Atrio hinunter. Wir ließen uns am westlichen Kraterrande, also über dem Winde, nieder; aber kaum hatten wir unsere Vorräthe hervorgezogen, als eine Drehung des Windes die heißen und erstickenden Schwefeldämpfe, die in Massen dem weiten Abgrunde entquollen, uns gerade entgegentrieb. Obgleich wir über Hals und Kopf flüchteten, waren wir einige Minuten in Gefahr zu ersticken, denn der jede Aussicht benehmende Dampf hinderte uns die Richtung zu finden, in der wir aus seinem Bereiche kommen konnten. Mit thränenden Augen, hustend und keuchend kamen wir, durch die Stimmen der Anderen geleitet, wieder an dem Ruheplatz an, wo die Mauer wenigstens einigen Schutz gewährte.

Da die Lungen sich einigermaßen an die Orcusatmosphäre gewöhnt hatten, so konnte man es hier aushalten, wiewohl durch und über die Mauer Gase zu uns drangen, die unaufhörliches Husten und besorgte Mienen veranlaßten. Eine neue Veränderung der Windrichtung ließ uns wieder aufathmen und nun endlich — wir hatten seit 6 Stunden nichts genossen — an das Frühstück Hand legen. Die mitgebrachten Eier waren in der heißen Asche binnen wenigen Minuten hart gekocht, und die Gefahr war bald vergessen.

Von einer näheren Besichtigung des Kraters war nicht die Rede, da die Dampfwolken nicht nur ihn vollständig erfüllten, sondern auch jede Annäherung gefährlich machten.

Wie schon angedeutet, ist der jetzige Krater wie der ganze Kegel häufigen Veränderungen seiner Größe und Gestalt unterworfen. Der eigentliche Vesuv verdankt seine Entstehung dem Ausbruche vom Jahre 79 n. Chr., den uns der jüngere Plinius so lebendig beschreibt. Denn wenn auch dieser, wie andere Schriftsteller vor ihm — Virgil, Livius, Strabo — schon den Namen Vesuv erwähnt, so haben wir uns darunter den weiteren, jetzt in seinem nördlichen Theile Somma genannten Kraterrand vorzustellen. Derselbe ist in vorhistorischer Zeit thätig gewesen, dann erloschen, in seinem Innern eingesunken, und keine Kunde von seiner noch immer drohenden vulkanischen Natur war vorhanden, als die Herculaneum, Pompeji und andere Orte vernichtende Eruption die sorglosen Anwohner überraschte. Aus Plinius' Worten geht indirect hervor, daß man keine Anzeichen der vulkanischen Eigenschaft des Berges kannte. Er sagt: „. . . es ließ sich eine Wolke von ungewöhnlicher Form und Größe sehen . . . Die Wolke erhob sich — man konnte nicht unterscheiden, aus welchem Berge; daß es der Vesuv gewesen, erfuhr man erst später — in einer Gestalt, welche sich nur mit einem Baume, und zwar einer Pinie, vergleichen läßt."

Daraus läßt sich entnehmen, daß auch bei dem sechszehn Jahre vorher, 63 nach Christus, stattfindenden, Pompeji schon theilweise zerstörenden Erdbeben die Thätigkeit des Vesuvs noch nicht wieder erwacht war. Sicher gilt dies und die Nichtexistenz des jetzigen Vesuvgipfels für die Zeit des Augustus. Denn Strabo sagt: „Der Vesuv ist rings mit schönen Feldern bedeckt, ausgenommen den Gipfel. Derselbe ist zum größten Theil flach, ganz unfruchtbar und von aschgrauer Farbe, mit höhlenartigen Vertiefungen, aschgrauen vom Feuer zerfressenen Steinen; ein Beweis, daß diese Stelle früher gebrannt und Feuerkrater gehabt hat, die aus Mangel an Brennstoff erloschen sind." Fast aus der Mitte dieses ungeheuren Kraters von ca. 3000 Fuß Durchmesser, dessen Rand an der höchsten Stelle etwa 1100 Meter, dessen Sohle 800 Meter über dem Meeresspiegel lag, hat sich bei jener großen Eruption der jetzige ca. 1200 Meter hohe Vesuvkegel erhoben, dessen Höhe nicht immer dieselbe gewesen ist.

Auf der Nordseite steiler abfallend, hat er dort für ein tiefes halbkreisförmiges Thal Raum gelassen, das sogenannte Atrio del Cavallo, das also ein Rest des alten Kraters ist, während auf der Süd- und Westseite zwischen dem Kegel und dem nicht mehr kenntlichen alten Kraterrande sich eine weite lavabedeckte Ebene ausbreitet. Auch der neu entstandene unterhöhlte Gipfel nun ist in seiner nördlichen Hälfte wieder eingesunken, und es hat sich oben der neue noch jetzt thätige Krater gebildet, der fast bei jedem Ausbruche seine Gestalt verändert.

Vor dem verheerenden Ausbruche des Jahres 1631 hatte sich in einer fast 500jährigen Pause das Innere des Kraters mit Wald, Buschwerk und Wiese bedeckt, so daß es als Viehweide diente; die Seiten des Berges waren hoch hinauf mit Fruchtfeldern und Waldungen geschmückt. Nach dem Ausbruche war die vorher 350 Meter betragende Tiefe auf die

Hälfte reducirt, die Spitze war um 200 Meter niedriger geworden, und der damals an 1600 Meter betragende Durchmesser hat jetzt nur 750 Meter. Die jüngsten Veränderungen haben ein Hinabsteigen auf den Boden des Kraters, das früher vielfach ausgeführt wurde, unmöglich gemacht. Doch wird die Mühe und Gefahr durch ein theilweises Eindringen schon reichlich belohnt. Die zerklüfteten, aus Lava- und Schlackenschichten aufgebauten Wände sind über und über mit Schwefelkrystallen in den zierlichsten und wunderlichsten Formen bedeckt, und die Eisen- und Kupferoxyde enthaltenden Dämpfe haben alles mit den schönsten rothen, grünen, gelben Farben überzogen. Der durchdringende Geruch des erstickenden Dampfes allerdings gemahnt immer wieder an die unheimliche Werkstätte unter unseren Füßen, die wir uns leicht mit allem Zubehör einer Höllenküche vorstellen, und die leisen, zitternden Bewegungen des Bodens, sowie die Spuren frischer Zerstörungen lassen die Gefahr nicht vergessen.

Auch an diesem Tage beobachteten wir, obwohl wir uns nur bis an den Rand des Kraters wagen konnten, nicht mit voller Unbefangenheit das gewaltige Schauspiel. Das Brausen, Zischen und Donnerollen in der Tiefe, aus der die nach der Unterwelt riechenden Dampfwolken aufwirbelten, die Beschaffenheit des ganz mit Niederschlägen bedeckten Bodens, die heißen Luftströmungen, die an vielen Stellen aus dem Boden hervordrangen und uns mahnten, daß wir auf einer dünnen Decke standen, ließen ein gewisses Gefühl der Unsicherheit nicht verschwinden. Durch eine stärkere Dampfwolke hinter unsere Schutzmauer zurückgetrieben, fanden wir dort eine kleine, auf dem Wege von Pompeji heraufgestiegene Gesellschaft von Ungarn und Schweden, die von dem ihnen plötzlich entgegengetriebenen Schwefeldampf fast erstickt worden wären. Auch hatten sie die Schwierigkeiten jenes Weges, den man jetzt fast nur zum

Hinabsteigen benutzt, so groß gefunden, daß sie langer Zeit zur Erholung bedurften. Zu gleicher Zeit tauchte aus dem Nebel, der in Gemeinschaft mit den Rauchwolken uns einhüllte, ein wehender Schleier auf, und auf ihren Bergstock gestützt, setzte eine hochgewachsene, junge Dame den Fuß auf das Plateau, deren geröthetes und erhitztes Antlitz zwar von den Anstrengungen des Marsches zeugte, die uns aber durch ihre Ausdauer und Unerschrockenheit Bewunderung einflößte. Denn den angebotenen Sitz und die Ruhe verschmähend, wollte sie einen Gang um den Kraterrand machen und ließ sich nur durch die unerträglichen Dämpfe zurückscheuchen. Da sie stumm blieb, konnten wir nur mit Unsicherheit aus der Sprache ihrer Begleiter schließen, daß sie Französin sein mochte; um so mehr bewunderten wir, als sie wiederum im Nebel verschwand, die Kraft und Energie, mit welcher die kleine, behandschuhte Hand den Bergstock führte.

Es war ein entschiedenes Aufathmen, mit dem wir nach zweistündigem Aufenthalt den Rückweg antraten. Man wählt zu demselben gern die steilste und geradeste Strecke des Aschenkegels, eine Wand von 38 bis 40 Grad Neigung, auf der eine Bahn, gleich derjenigen zahlreicher Schlitten im Schnee die Spur der Vorgänger bezeichnet. Da in der leichten, losen und nachgiebigen Aschenmasse sich kein Hinderniß, selbst kein größerer Stein befindet, so kann man sich so vollständig der Schwerkraft überlassen, daß das Abwärtsstürmen in ein förmliches Fliegen übergeht. Mit einem seltsamen Vergnügen fühlten wir, wie jeder Satz ohne alle Anstrengung der vorher so in Anspruch genommenen Glieder uns um zehn bis zwölf Fuß vorwärts brachte, und zwar ohne die Besorgniß den Halt zu verlieren; denn das Einsinken der Füße wirkte gerade soweit hemmend, um die unabsichtliche Zunahme der Fallgeschwindigkeit zu hindern. In sieben Minuten hatten wir unter Lachen den Weg

zurückgelegt, der uns beim Hinaufsteigen über eine Stunde lang sauren Schweiß gekostet hatte, und wir bedauerten, nicht noch einmal oben sein zu können, bloß um sofort wieder hinabzueilen.

Als Andenken an die Besteigung werden auf und an dem Berge vielfach Mineralien des Vesuvs, Krystalle aus dem Krater, Schwefel- und Salzbildungen u. s. w. verkauft. Sogar die Industrie und die Kunst haben sich der Lava bemächtigt, aus der man in Neapel zahlreiche Schmucksachen: Ohrgehänge, Brochen, Armbänder, Knöpfe verfertigt. Die Härte der Lava, die auf der Oberfläche sehr schnell erstarrt, ist bedeutend; unten bleibt die Masse, von der Luft abgeschnitten, sehr lange im feuerflüssigen Zustande, so daß wir an vielen Stellen, einige Stücke von der Oberfläche hinwegräumend, noch die Hitze der im Jahre 1872 ausgeflossenen spürten. Bei Gelegenheit des Ausbruches selbst hat man die noch flüssige Masse in Formen und Stempel gebracht und treibt mit diesen Stücken ebenfalls einen lebhaften Handel. Es sind meist Platten von der Gestalt einer großen Denkmünze, denen auf der einen Seite eine Angabe des Ereignisses, auf der anderen ein Bildniß aufgeprägt ist. Zwei von mir erworbene tragen die Bilder des Papstes und Victor Emanuels, die sich nun in meiner Schublade friedlich anschauen.

VIII.

Neapolitanischer Sommer.

(1882.)

In einem Buche, das in Deutschland zu Unterrichtszwecken gebraucht worden ist — hoffentlich nicht mehr wird! — kann man lesen: „Eine der größten Plagen für ganz Italien, besonders für Neapel und Sicilien, ist der „Sirocco"-Wind. In Neapel hält er mehrere Wochen an und verbreitet Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit. Er weht im Juli so heiß, daß die Menschen ganz erschlafft und entnervt werden. Alle Thätigkeit in dem Menschen erstirbt, und die gefährlichsten Folgen würden daraus entstehen, wenn er . . . . nicht von einem Nordwinde begleitet wäre. — Sobald der „Sirocco" zu wehen anfängt, zieht sich Jedermann in die Häuser zurück, macht Thüren und Fenster zu oder behängt die Oeffnungen mit nassen Tüchern und Matten. Auf den Straßen sieht man keinen Menschen. — Auch in den Feldern richtet der „Sirocco" häufig großen Schaden an und versengt die Gräser und Pflanzen so, daß man sie zu Pulver zerreiben kann, als wenn sie aus einem heißen Ofen kämen. Wenn ein Mensch von diesem Winde, welcher Alles durchdringt, überfallen wird, so kommt er um."

Alldieweil darauf zu wetten ist, daß jeder Neapolitaner wie jeder Fremdling ohne Unterschied der Nation, des Standes

und Geschlechts allmonatlich ein paar Mal von dem „Alles durchdringenden“ Winde „überfallen“ wird, andererseits aber der Augenschein lehrt, daß die schöne Golfstadt noch keineswegs entvölkert ist, sondern im Gegentheil an Volkszahl zunimmt, so darf männiglich schließen, daß obige Schilderung, auch abgesehen von dem Vergehen gegen die Rechtschreibung des Scirocco, an einigen Ungenauigkeiten leide. Thatsächlich ist der Scirocco nichts anderes als was man in der Schweiz mit Föhn bezeichnet: ein niemals Wochen, sondern zwei bis drei Tage anhaltender Südwind, der warm und feucht ist und auf schwache oder empfindliche Personen etwas ermattend wirkt, im Uebrigen den gewöhnlichen Gang des Lebens und der Thätigkeiten nicht verändert. Man kann getrost für Jeden eine Belohnung ausschreiben, der in Neapel jemals die Straßen menschenleer gesehen hat. Gegen einen feuchten Wind „nasse Tücher und Matten“ verwenden zu wollen, könnte nur einem Spaßvogel oder Kindskopf einfallen — und von großem Schaden an „Pflanzen und Gräsern“, den der Scirocco anrichten soll, habe ich in zehnjährigem Aufenthalte in Italien nichts gesehen und gehört. Schwer verständlich ist, wie der Südwind „von einem Nordwinde begleitet“ sein solle. Thatsache dagegen ist, daß — weit entfernt umzukommen — viele mit Leiden der Athmungsorgane Behaftete sich an Scirocco-Tagen wohler fühlen.

Also keine Furcht vor dem Scirocco — wenn Jemand, sei es auch im Sommer, Lust hat nach Neapel zu gehen. Die Furcht würde ebenso unbegründet sein, wie die vor der „Sumpfluft“, der „Fieberatmosphäre“, der „Malaria“, die ein altes Vorurtheil an vielen Orten, z. B. in Rom und der Umgebung jahraus jahrein herrschen und zahlreiche Opfer fordern läßt. Die Stadt Rom ist heute auch in der Sommerszeit so gesund wie die allermeisten großen Städte der Halbinsel und Europas. Die Malaria ist aus vielen Stadttheilen gänzlich verschwunden,

tritt in anderen nur während weniger Sommermonate und in sehr mäßiger Ausdehnung auf und wird zumeist nur in Verbindung mit anderen gesundheitsschädlichen Einflüssen lebensgefährlich.

Vom Scirocco kann man das letztere absolut nicht sagen — auch nicht in den südlichsten Landestheilen und im Sommer. Unter den ansässigen Fremden und Denjenigen, die öfter nach Italien kommen, sind die Freunde des italienischen Sommerlebens nicht mehr spärlich vertreten. Sie haben erfahren, daß es Orte genug giebt — namentlich an der See und im Hügellande, vom Gebirge mit seinen hochthronenden Städtchen und Dörfern, seinen Wäldern und luftigen Gipfeln gar nicht zu reden — in denen man von der Hitze nicht im mindesten geplagt wird oder doch eine Art Hitze findet, die leichter zu ertragen ist als die des deutschen Flachlandes. Und dazu kommt, daß die besungenen Reize Hesperiens gerade in der Sommerszeit erst zu voller Entfaltung kommen, daß man erst dann die südliche Vegetation in voller Entwicklung, Himmel und Meer im vollen Glanze, die Luft in der bezaubernden Klarheit und Durchsichtigkeit, alle Farben der Landschaft und der Architectur in dem Schmelz und der Pracht erblickt, durch die uns die Bilder des Südens stets bezaubert und mit Sehnsucht erfüllt haben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Helios unparteiisch genug ist, um hier wie in allen anderen Erdstrichen im Sommer freigebiger mit Licht- und Wärmestrahlen zu sein als im Winter. Aber Dank sei ihm dafür! Denn abgesehen davon, daß ohne dies weder Feigen, Datteln, Orangen, Trauben und andere gute Gaben des classischen Bodens zur Reife kommen, noch die Künstler und Dichter den „ewig blauen" Himmel und die „paradiesischen Nacktheiten" finden könnten, so würde das arme Hesperien noch mehr Schmähungen erleiden müssen, als bis zur Stunde der Fall ist.

Wer einige Wintermonate in Italien verbracht hat, kennt jene hypochondrischen Kritikaster und unersättlichen Reisewölfe, die von früh bis spät eitel Wonne einheimsen möchten und über jede Unannehmlichkeit und getäuschte Erwartung außer sich sind. Für sie sind alle Lobreden auf Italien Humbug, alle Verherrlicher des schönen Landes, seines Klimas, seiner Formen und Farben, seiner Kunstschätze und Bewohner Aufschneider und Lügner. Haben sie doch, im November nach Mailand oder Venedig, im December nach der Riviera oder Florenz, im Januar nach Rom oder Neapel hineinschneiend und genöthigt, in sechs Wochen fertig zu werden, mit Ingrimm dort Regenwetter, da Kälte, hier Staub und Wind gefunden und vergebens nach dem „ewig blauen" Himmel ausgeschaut. Ihre Strohhüte und Sommerüberzieher haben sich als Anachronismus erwiesen; das ofen- und teppichlose Zimmer hat gleich der Hauswirthin die erwartete Gemüthlichkeit und südliche Wärme vermissen lassen, und hundert andere Dinge waren so ganz ungewohnt, fremdartig, seltsam, kurz unerwartet, daß der Besitzer des Rundreisebillettes schließlich froh ist, dasselbe abgelaufen zu sehen und mit der Ueberzeugung heimfährt, das gepriesene Italien sei des Lärmes, den die Poeten und Feuilletonisten davon machen, nach keiner Richtung werth. „Lauter Schwindel" habe ich schon manchen höchst ehrenwerthen Rentier, Handlungsreisenden und Stabsofficier a. D. erklären hören.

O kämet Ihr doch einmal im Sommer nach Neapel, nach Sorrent, nach Ischia und Capri, Ihr Kleingläubigen und Pechvögel! Wie würde die herrliche Natur mit ihrer ganzen Fülle, Kraft und Gluth Euch überwältigen, Euch eines Besseren belehren und das Geständniß abringen: „Wir haben sie gar nicht gekannt, die sonnige Italia! Ihr strahlendes Antlitz war uns abgewendet; nur den Saum ihres Gewandes, nur ihren Schatten haben wir gesehen."

Der italienische Winter, so mild und lieblich er oft im Vergleiche mit dem nordischen erscheinen mag, ist nur der Schatten des Sommers, im besten Falle sein mehr oder minder schwaches Abbild. Es kann Tage und Wochen geben, in denen das Abbild an Deutlichkeit, Lebendigkeit, Intensität der Farben zunimmt und sich der Schönheit des Urbildes mehr annähert. Aber erreichen kann es diese nie, und darum kann, wer keinen Sommer hier gesehen, nicht sagen, daß er Italien kenne. Der Winter ist oft schön — wenn er kein Winter nach nordischen Begriffen ist; und nicht gar zu selten kommt es vor, daß er nur aus einem verlängerten Herbst und einem vorzeitigen Lenz besteht. Aber diese können doch nur den vergangenen und den kommenden Sommer ahnen lassen; sie sind ein Nachklang und ein Vorspiel des Sommers; ihm selber gleichen sie nicht. —

O Parthenope, wie kann ich Dich vergessen mit Deinen hügelauf hügelab kletternden Häusermassen, Deinen blühenden Gärten, den hellen Landhäusern im dunkeln Grün der Parke, mit den hochthronenden Schlössern, Castellen, Klöstern, Einsiedeleien, mit den von der Meereswelle umrauschten Felsufern, den sagen- und historienverklärten Ruinen und Naturwundern, mit dem blauen Spiegel Deines Golfes, den lockenden Bergformen Deines Vulcans, Deiner Vorgebirge und Inseln, mit Deinem nie rastenden, nie schweigenden und doch nicht hastenden und geizenden Völkchen, mit Deinem dolce far niente und den entzückenden Bildern, die Stift und Feder zu immer neuer Thätigkeit anreizen. Welche „italienischen Nächte" bei Becher- und Tamburin-Klang, bei Tanz und Kosen auf der Terrasse des Hauses, das von Pizzofalcone hinabschaut auf den wimmelnden Strand von Santa Lucia, auf die Mergellina und die Villa Nazionale mit ihren Lichterketten, auf das mondbeglänzte Meer und den gluthhäuptigen Vesuv! Welche Farbenfeste, wenn die rosenfingrige Eos und nach ihr Phöbus Apollo über die zackigen

Gipfel des Monte Sant' Angelo herauftauchen und die hellen Häusermassen mit goldigem Dufte umweben oder wenn Abends der Golf wie flüssiges Gold erglänzt und purpurne Gluth die Häuser, die Küstenberge und Inseln bestrahlt! Welche Stunden weihevollen Schauens in den hohen, einsamen, kühlen Sälen des Museo Nazionale, wenn sie in der Sommerszeit nur von der edeln Schaar der griechischen Marmor- und Erzgestalten bewohnt sind, und welches köstliche Träumen im Schatten der Pinien und Lorbeern, der Rosenhecken und Riesen-Agaven des Posilipo, wenn die Stunde des großen Pan den flimmernden Glanz auf braunen Strandfelsen und weißen Segeln festbannt und aus smaragdenen Tiefen die Nereiden mit kaum bewegten feuchten Fingern nach bunten Marmortrümmern und schönen Knabenleibern tasten!

Und die Bacchanalien auf dem Scoglio di Frisio! Und die Bootfahrten auf dem mondbeglänzten Golf bei Mandolinen- und Guitarrenklang! Und die lustigen Cavalcaden nach den Osterieen des Vomero und zu den Camaldulensern und durch die kühle Grotta di Posilipo nach Bajae und Pozzuoli! — —

Ich war zuletzt im Hochsommer in Neapel und der mir längst ans Herz gewachsenen Umgegend. Die Warnungen vor der Hitze, mit denen gute Freunde in Rom die Aufforderungen zur Betheiligung an ihrer Nordlandsfahrt verstärken wollten, konnte ich mit dem Lächeln des Besserwissenden beantworten. —

Auf dem bekannten Wege vom Bahnhofe durch den Corso Garibaldi, über die Piazza del Mercato beim alten Castel del Carmine Konradinischen Angedenkens und längs des Hafens bis zur Piazza Medina nahm ich bei der frischen Nachmittags-Seebrise nichts von der Hitze wahr; wohl aber freute sich das Herz am Anblicke der üppigen Gottesgaben, deren dieses genußfrohe Neapeler Völkchen sich erfreuen kann. Man staunt und bewundert, wenn man die Unerschöpflichkeit dieses geseg-

neten Bodens wahrnimmt und sieht, daß die südliche Natur am Ende des Sommers nicht minder üppig, anmuthig und schöpferisch ist als am Anfange. Der einzige Unterschied ist der, daß die zahllosen köstlichen Früchte, die im Mai, noch mit Blüthen von berauschendem Duft untermischt, an den Zweigen, Sträuchern und Ranken als werdende erfreuten, jetzt gereift in gewaltiger Menge und Mannigfaltigkeit das Auge ergötzen und zum Genusse einladen. Welche Berge von Feigen, Pfirsichen, Aepfeln, Melonen und Trauben thürmen sich auf den Straßen Neapels auf! Die Körbe der Fruchthändler reichen nicht aus, den Reichthum zu fassen; ihre Gewölbe und Buden ebensowenig. Vor den Thüren sind die Früchte in bunten Haufen aufgeschichtet; auf den Rücken von Tausenden von Langohren, durch deren und der Treiber Geschrei angekündigt, sowie auf den Köpfen der Verkäufer und Verkäuferinnen werden sie durch alle Straßen getragen; in ganzen Schiffsladungen kommen sie im Hafen an und werden dort aufgethürmt. Und dabei sind in Neapel und der Umgegend alle Gärten und Fruchtpflanzungen weit davon entfernt, den Eindruck des Abgeerntetseins oder gar des vorübergegangenen Sommers zu machen. Wo man hinschaut, sieht man noch die grünen und die schwarzen Feigen zwischen den tellergroßen Blättern ihrer weitästigen Bäume, die rothgelben sogenannten indischen Feigen auf den Rändern der fleischigen, stachelbesetzten Opuntien und die schweren Trauben an den von Baum zu Baum sich windenden Reben — Alles noch eine lang fortgesetzte Ernte verheißend; nicht zu reden von den Früchten, die ihre Reife von einer späteren Jahreszeit erwarten und noch grün im immergrünen Laub sich präsentiren: den Limonen, Orangen, Oliven, Granatäpfeln. — Man kann sich des Staunens und Entzückens nicht erwehren, wenn man die unglaubliche Fülle von Trauben sieht, welche in den meilenweit Berge, Thäler und Ebenen bedeckenden

Rebenpflanzungen der Ernte entgegenharren oder eben jetzt geerntet werden. Während einiger Tage, in denen ich die Insel Ischia, das vor anderen von Bacchus gesegnete Land mit dem vulcanisch durchglühten Boden, durchstreifte, habe ich in zwei Genüssen geschwelgt: in dem der Aussichten auf das schönste Stück Meeres und Küstenlandes von Italien und in dem der Trauben. Wo ich ging und stand auf der bergigen Insel — vor mir auf den Abhängen ein Meer beladener Reben und jenseits desselben die blaue Fluth, welche drüben die vielgliederten Ufer von Cumae, Misenum, Bajae, Neapel, Sorrent und Capri bespült — lauter classische Gestade und poesievolle Bilder!

Classisch und gewiß noch Spuren des Griechenthums in sich schließend, das hier in grauer Vorzeit seine erste Verpflanzung auf italienischen Boden inaugurirte, ist auch die Erscheinung der Mädchen von Ischia, die gerade mit der Einheimsung der Bacchusgaben begannen und mir deshalb auf Weg und Steg begegneten. Schlanke leichtfüßige Gestalten mit kleinen Händen und Füßen, schwarzen großen Augen im gebräunten, edel geschnittenen Antlitz, das blauschwarze Haar mit silberner Nadel durchsteckt und am Hinterkopf mit einem feuerrothen Tuch zusammengefaßt, mit gebogenem Arm den auf dem Haupte ruhenden Thonkrug oder den Korb mit Trauben festhaltend, so gleichen sie dem Bilde althellenischer Jungfrauen und scheinen Stellung und Haltung angenommen zu haben, um als Vorbilder für die Karyatiden eines polychromen griechischen Tempels zu dienen, während doch die schönste Ungezwungenheit alle Bewegungen beherrscht und die vollkommenste Naivetät aus den Augen spricht, die dem Fremdling nachschauen. Mit der gleichen Naivetät strecken sie auch, ohne des Almosens zu bedürfen, die Hand entgegen und nehmen mit einem „Grazie, la Madonna v'accompagni" den „sordo" oder „bajocch'" entgegen.

Andererseits zögern sie nicht, wenn sie das Verlangen in euren Augen lesen, euch die schönsten Trauben aus dem Korbe auszuwählen oder selbst von den Reben zu schneiden, und dann kann es wohl geschehen, daß sie beharrlich die Bezahlung zurückweisen. Die Masse der Früchte ist so groß, daß sie an Ort und Stelle fast gar keinen Handelswerth haben. Man kann nicht bloß im Anschauen, sondern auch im Genusse wahrhaft schwelgen. — —

In den letzten Vormittags- und den ersten Nachmittagsstunden ist es natürlich heiß; und doch empfindet man — außer an Sciroccotagen — selten eine drückende und lähmende Wirkung der hochstehenden, stark reflectirten Sonne. Der Seewind, der am Vormittage, und der Landwind, der (aus nördlicher Richtung) nach Mittag zu wehen pflegt, sorgen unaufhörlich für Erneuerung und Erfrischung der Luft. Das Laub der Bäume längs der Landstraßen, die Wochen, ja Monate hindurch nicht vom Regen befeuchtet werden, kann vom Staube weiß erscheinen; und doch ist es nicht welk oder verbrannt; denn die meisten Blattpflanzen des Südens sind mit härteren, zäheren, saftreicheren Blättern ausgestattet und widerstehen dem Sonnenbrande und der Trockenheit unglaublich lange. Dennoch müßte im Juli und August das kräftige dunkle Grün der meilenweit die Umgebung Neapels und der anderen Golfstädte bedeckenden dichtlaubigen Gärten und Haine unerklärlich erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß ein kräftiger Thau und die vom Seewinde mitgebrachten Wasserdünste einen Ersatz für den Regen bieten. Diesem Thau verdanken wir auch die köstlichen frischen Morgenstunden, die wir nur deshalb nicht oft genug genießen, weil wir uns zu spät vom Genusse der Abende und Nächte trennen können. — —

Wie überall auf der nördlichen Halbkugel, ist auch in Neapel der August der heißeste Monat. Dennoch scheuen sich

die vornehmen Familien im Süden Italiens, wo man conservativ ist, am Hergebrachten hängt und die gewohnten Bequemlichkeiten nicht gerne vermißt, also Reisen in die Seebäder und ins Gebirge nicht liebt, durchaus nicht, diesen Monat und den halben September in der Stadt zu verbringen. Die endlosen Reihen von Carrossen, die an den Sommerabenden durch die Via di Toledo, Strada di Chiaja, S. Lucia, Riviera di Chiaja und Strada di Posilipo rollen, liefern den Beweis, daß wenigstens die Einheimischen keine Abneigung gegen das sommerliche Neapel haben.

Im Juli kann man noch viele der Landhäuser hermetisch verschlossen und gleich verzauberten Schlössern träumerisch im dichten Grün liegen sehen, weil um diese Zeit der Aufenthalt selbst in den Binnenstädten noch keineswegs unangenehm ist. Dann aber ziehen Römer und Florentiner, Bolognesen und Mailänder — — nicht etwa in die Schweiz oder in die Apenninen, sondern auf die Dörfer, nach den Landhäusern im Hügellande oder aber an die Küste: nach Venedig, Viareggio, Livorno, Ancona, Neapel; und namentlich am parthenopeischen Golfe: in Portici, Castellamare, Sorrento, Capri, Ischia entfaltet sich alsdann ein mit dem gesteigerten Volksleben gemischtes echt italienisches Villeggiatur-Treiben, das dem mit einem Winteraufenthalte sich begnügenden „forestiere“ ebenso verschlossen bleibt wie die echte feurige, farbensprühende, früchtespendende Natur Italiens.

Ebenso ist es in Sorrento, der Perle der campanischen Sommer-Villeggiaturen, dem Fruchtlande par excellence. O wie habe ich dort — ich möchte sagen mit Satyrn und Maenaden, mit Dryaden und Nymphen — in den Fruchtgeländen und an den Seeufern geschwärmt! Welche begeisterten Orgien sind dem Bacchus, der Flora und Pomona, den Horen, Chariten und Musen zusammt in dem paradiesischen Albergo der „Piccola

Sirena" gefeiert worden! Dort, auf den Terrassen des reben- und rosenumrankten, von Oelbäumen beschatteten Häuschens, unter den Orangenbäumen des Gartens, der hart am Rande des steilen zerrissenen Küstenrandes liegt, an dessen Fuß tief unten leis rauschend die blauen Wogen schlagen, hatte sich eine wahrhaft internationale Gesellschaft zusammengefunden, deren einigendes Band in der gemeinsamen Begeisterung für den Süden und die sommerlichen Schönheiten Sorrents bestand.

Hier war das Hauptquartier eines Forscherkreises, der sich die Aufgabe gestellt hatte, Alles kennen zu lernen, was die zwischen zwei Golfen sich vorstreckende Halbinsel von Stabiae bis zum Cap der Minerva zu Wasser und zu Lande Reizvolles darbietet. Hier stand der Hauptaltar des Rebengottes, dem alltäglich in so fröhlicher Stimmung geopfert ward, daß nur der Wunsch übrig blieb, am nächsten Tage bald zu einem neuen Opfer zurückzukehren.

Doch was vermögen Worte? Kommet und sehet, alle, die ihr es vermögt, zu kommen! Hier könnt ihr während dreier Sommermonde den „ewig blauen" Himmel sehen; hier spiegelt er sich in einem ewig blauen Meere; hier nicken euch zu Häupten jahraus jahrein goldene Früchte im dunkeln Laube; hier rauschen die verlockendsten Fluthen, die euch, wenn ihr je den Strahlen des Phöbus entfliehen wollt, im Schatten der Felsen und in lauschigen Grotten mit der Erfrischung zugleich dichterische Inspiration und romantische Ueberraschungen bieten. An Poesie des Südens und des Meeres genießt man dort mehr in einem Tage als anderswo in Wochen.

Wieviele Streifzüge in heiterster Gesellschaft durch die endlosen Fruchthaine, durch die malerischen Oertchen, in denen es oft an Wasser — auch zum Waschen — nie aber an rothem Weine fehlt, hinauf auf die luftigen Höhen, von denen man zwei Golfe überschaut! Wieviele Fahrten auf der unvergleich-

lichen Straße, die zwischen Berg und Meer durch Olivenhaine, über kühne Brücken, an malerischen Bauernhäusern, an steilen Hängen und Schluchten vorbei sich hinwindet! Wie viele im kleinen Boot auf den spiegelglatten Fluthen verbrachte Abende und Nächte — Abende, an denen die untergehende Sonne Himmel und Meer, Berge, Gärten und regellose Ortschaften, vor allem den majestätischen Vesuv mit der im Norden unbekannten Farbengluth übergoß!

Wieviele Stunden des stummen Schauens und Träumens am Rande der Felsterrasse und in den Myrthenlauben der „Kleinen Sirene“! Der Fremdling könnte ein Sybaris und Capua hier finden, wenn nicht der Reichthum dieser Natur, die täglich Neues aus ihrem Füllhorn schüttet, verbunden mit den auf Schritt und Tritt fesselnden classischen Erinnerungen auch den Geist wach und frisch erhielte.

Doch dem „Sirenen“-Gefilde gebührt ein eigener Hymnus!

IX.

Ein Maibrief aus Sorrento.

Signora!

Ihrem Befehl zufolge throne ich auf dem Lorelei-Felsen! Faßt Sie Erstaunen ob dieser Nachricht? So mäßigen Sie dasselbe und fürchten Sie nicht, daß ich den campanischen Fluren untreu geworden und vor dem nahenden Sommer nach den transalpinischen Gefilden zurückgeflüchtet sei. Die Wellen, die den Fuß meines Felsensitzes umspülen, sind nicht die des Vater Rhein, sondern noch immer die des neapolitanischen Golfes. Die Gestade, die sich vor meinen trunkenen Blicken ausbreiten, heißen nicht Rheingau und Nibelungstrand, sondern Ischia, Misenum, Parthenope, Vesuvius. Ich schreibe dies an derselben zauberhaften Küste, von der ich Ihnen den letzten Brief gesandt habe mit dem reuigen Geständnis, daß ich Unrecht hatte zu behaupten, Sorrento könne im Frühling nicht die gleiche wunderbare Poesie besitzen, deren wir uns nun schon wiederholt in den Sommermonaten gemeinsam erfreut haben.

Als Buße haben Sie mir auferlegt, das Thurmzimmer des epicureischen Eremiten von St. Agata zu verlassen (Hand aufs Herz! Sie besorgten von meiner Anwesenheit eine Untergrabung zwar nicht seines Epicureismus, wohl aber seiner

Heiligkeit), am „allerpoetischsten Punkte Sorrents" das Verschwinden der letzten Orangenblüthe und Ihre Ankunft abzuwarten und inzwischen meine Erlebnisse und Eindrücke in einem aufrichtigen Briefe niederzulegen.

Die beiden ersten Aufgaben sind erledigt. Pater Domenico hat mich mit seinem Segen und einer gewichtigen Kürbisflasche ziehen lassen, mir sogar, seinen Sack auf der Schulter, bis an die „Valle delle Pinie“ das Geleite gegeben, wo die Kürbisflasche beträchtlich leichter gemacht ward, und ein günstiges Geschick hat mich an einen Platz von unvergleichlichem Reize geführt, von dem ich mit Ihrer Erlaubniß beträchtlich später als die letzte Orangenblüthe verschwinden werde.

Um auch dem letzten Punkte Ihrer Anordnung nachzukommen, habe ich mich unter einen Orangenbaum, von dem der Seewind hin und wieder eine Handvoll duftender Blüthen herabschüttelt, niedergelassen und lasse mir von den Wellen, die drunten leise um den Fuß der Felsen rauschen, zuflüstern, was Sie hören wollen. Ich bin sicher, daß ich so das Beste hören und vielleicht etwas zur Erfüllung Ihres Wunsches beitragen werde, „das Wachs aus den Ohren Derer zu nehmen, die an diesen Sirenengestaden vorbeischiffen, oder zum mindesten einige Auserwählte vom Maste der Vorurtheile gegen das sommerliche Campanien loszubinden". —

An dem unvergeßlichen Juli-Abende des vorigen Jahres, an dem wir auf der Terrasse der Cocumella wandelten, die Sonne hinter der purpurüberhauchten Felspyramide von Ischia ins Meer tauchen und den Vollmond über die majestätische Spitze des Monte St. Angelo heraufsteigen sahen, während Se. Ehrwürden, der umfangreiche Don Gaudenzio, mit Thränen in den Augen seine Ode auf den Vesuv declamierte — damals riefen Sie mir zu: „Und in diesem Paradiese sollen wir mit kaum einem Dutzend Begnadeter wandeln! Von dieser Ambrosia

8*

wir allein genießen, um nur nach der Rückkehr Denen daheim von einem Genusse zu erzählen, an den sie nicht glauben! — Auf! Schauen Sie hinab in dieses silbersprühende Meer, hinauf zu diesem unergründlichen Himmel und holen Sie sich dort das Losungswort, um es hinauszurufen in alle vier Winde und Allen, die vor dem Sommer flüchten, zuzurufen: „Ihr Thoren, im Sommer erst zeigt sich Hesperien in ganzer unverhüllter Schöne!" —

Durch meine Entgegnung zog ich mir den Vorwurf des Egoismus aus Ihrem schönen Munde zu. Sie gaben zu, daß es gegenüber der betreffs Italiens schon herrschenden Blasirtheit mißlich sei, als sein Lobredner aufzutreten, aber Sie behaupteten, ich wolle die Herrlichkeiten unseres Golfs hauptsächlich deshalb nicht öffentlich preisen, weil ich vorziehe, sie allein zu genießen, und ich hätte Ihrem Verlangen zum Trotz noch nicht Sorrent in die Spalten Ihres Lieblingsblattes eingeführt, um nicht die Touristenschwärme herzulocken.

Signora, ich bin egoistisch; wenigstens suche ich immer die beste Gesellschaft für mich zu gewinnen. Sie werden das erfahren haben. Unbehagliche Reise- und Hausgenossen — und zu ihnen muß ich einen großen Theil der heutigen Italienreisenden rechnen — können mich allerdings von meinen Lieblingsplätzen vertreiben, und ich ziehe ihnen die Einsamkeit, womöglich à deux, Signora, weit vor. Indessen jene Species von Sommertouristen durch einen Hymnus auf Sorrento bis hierher zu locken ist gewiß keine Gefahr vorhanden, noch weniger sie zu einem Uebersommern, wie es für uns der Glanzpunkt der campanischen Expedition gewesen ist, zu veranlassen. Denn welchen lockenden Zeitvertreib könnte ich besingen? Etwa Concerte, Bälle, Theater, Corsofahrten, einen Kursalon und Rouge et noir? Sie wissen, daß Sorrent im Sommer wie im Winter dieser sämtlichen Lebensbedürfnisse ermangelt. Wenn wir Musik

und Tanz haben wollten, so mußten wir Antonino mit der großen Guitarre, den unermüdlichen Schwätzer Raffaele und den alten Pasquale herbeirufen und das schelmische vollbusige Kleeblatt, das von der schönen Concetta angeführt wird, bitten, uns eine stürmische Tarantella nach unverfälschtem Landesbrauch auf der Gartenterrasse vorzutanzen. — Um die Kurgarten-Promenaden zu ersetzen, mußten wir in den kleinen Wagen Don „Capuccellos" oder auf seine Rößlein steigen und auf der wunderbaren Küstenstraße gen Massa jagen, oder aber unsere Barke am Fuß der Felsentreppe lösen, selber die Ruder ergreifen und in die tiefen Grotten, unsere Conversationssäle, eindringen, um mit den Wellen zu plaudern. Gar von Rouge et noir kam uns kaum mehr zu Gesicht, als die schwarzen Augen und Lockenköpfe und die rothen Masaniello-Mützen der Schiffer und Fischer.

Sie werden sagen: „Aber Sorrent ist bei alledem ein Paradies! Wie unvergleichlich thront es auf dem Rande der Felsenküste, vor sich den weiten Spiegel des herrlichsten Golfes mit einem schimmernden Städtekranze und den Edelsteinen der Inseln! Wie bezaubernd sind die monatelange unveränderte Bläue des Himmels, die gluthvollen, immer wechselnden Farben der Berge und der Fluth! Reizende verschwiegene Häuschen liegen zerstreut mitten in immer duftenden Gärten. So weit das Auge reicht, schimmern „goldene Früchte aus dunkelm Laub" hervor, sprießen Saaten und Blumen, rankt die schwerbeladene Rebe sich von Ast zu Ast und sucht eine glänzende Sonne durch das dichte Laub südlich üppiger Bäume und fremdartiger Sträucher zu dringen, welche die schönlinigen Berge bis hoch hinauf bedecken und über die Abhänge bis zum buchtenreichen Strande hinabklettern. Ein lebhaftes Völkchen von heißem Blut und leicht erregbarem Sinn, aber gelehrig und leicht zu behandeln, bewohnt diesen Garten, in dem es sechs Tage lang

fleißig arbeitet, um am siebenten in heiterer Ungebundenheit sich seiner Gaben zu erfreuen. Willig bedient und hoch geachtet, lebt auch der fremde Gast leicht und fröhlich unter ihnen. In behaglicher Muße kann er sich ungestört ernster Beschäftigung, gesellschaftlicher Unterhaltung, körperlicher Erquickung oder süßem Nichtsthun hingeben. Auf Berg- und Waldpfaden ersteigt man die Höhen, von denen die Aussicht eine noch zauberhaftere ist; auf schattigen Wegen zwischen grünbewachsenen Gartenmauern, über welche die Feigenbäume ihre langen Arme, die Aloës und Cacteen ihre breiten Stachelblätter strecken und die Orangen und Pfirsiche schwer herabhängen, durchwandelt man schwärmend das traumhafte Eden; an die Brüstung der Gartenterrasse gelehnt, schaut man den weißen Möven und den weißen und rothbraunen Segeln zu, die über die tiefblaue Wasserfläche streichen, oder man steuert selbst im bewimpelten Boot unter Gesang und Saitenklang hinaus oder befreundet sich noch näher mit dem lockenden Meere des Südens, indem man sich am malerischen Strande und in verschwiegenen Felsgrotten in die nie getrübte Krystallfluth wirft und zu den Korallen und bunten Schalthieren auf dem Grunde hinabtaucht."

Sie wissen, Signora, wie vollständig ich hierüber mit Ihnen einverstanden bin: es sind unvergleichlich sonnige Bilder, welche die Genüsse jener Art für immer in unserm Gedächtnisse zurücklassen werden. Aber glauben Sie, daß diese Genüsse, auch wenn sie würdiger geschildert werden, als ich es vermag, gar Viele verlocken würden? Ich glaube es nicht; denn sie können nur von Denen gewürdigt werden, die, wie Sie, keines kleinlichen Zeitvertreibes bedürfen, die einen offenen Sinn für die schönste Natur bewahrt haben und noch im Stande sind, sich wochen- und monatelang auf die Gesellschaft weniger gleichgestimmter Menschen, einiger Bücher und der Waldesbäume, Meereswellen und Sonnenstrahlen zu beschränken. Das können

alle die blasirten Touristen, die Badejäger und Sommerfrischler nicht, deren Andrang wir fliehen, und wir laufen deshalb keine Gefahr, sie hierher kommen zu sehen. Die Andern, die geistig Auserwählten, wissen den Weg schon zu finden, wie Ihnen unsere vorjährige Tafelrunde in dem Albergo der „Cocumella" bewiesen hat, und deshalb habe ich gezögert, die Feder zu ergreifen. Heute thue ich es auf Ihren Befehl; aber Sie gestatten mir, nicht von dem zu reden, was auch den großen Schwarm anziehen könnte: dem „Comfort," den man finden kann, der Wohlfeilheit, der ausgesuchten Qualität der meisten Nahrungsmittel, der Früchte und des Weines, sondern mich auf das häusliche und ländliche Treiben zu beschränken.

Aber zuvörderst bin ich zu dem Nachweise verpflichtet, daß der „Loreleifelsen" der schönste Punkt ist, den ich an der Sorrenter Küste auffinden konnte, obwohl ich eigentlich mich schon damit rechtfertigen könnte, daß das Schicksal mich hierhergeführt, oder genauer die Lorelei von Sorrent selbst, die Sie noch nicht kennen werden und auch ich erst vor wenig Wochen kennen gelernt habe. Hören Sie, in welcher romantischen Weise: In Micheles Barke war ich langsam der ganzen Küste von Cassano bis zur Marina grande entlang gerudert, alle die großen und kleinen aus dem Grün aufleuchtenden Villen musternd, ohne mich entscheiden zu können. Der kleine Dampfer von Neapel kam an, der Ihren Bruder und seine liebenswürdige Gattin brachte, die in Ihrem Auftrage begehrten, von mir in mein neues Tusculum geführt zu werden. Auf meine Erklärung, daß ich mich noch auf der Suche befinde, boten Beide freudig ihre Mitwirkung an, und unser Boot glitt wieder an dem steilen Ufer hin, während unsere Blicke nach oben gerichtet waren, wie die von Colonisten, die den besten Platz für ihre Niederlassung erspähen.

Es war, obwohl im Beginn des Aprils, ein Abend von

jener Sonnenuntergangs-Pracht, die Sie kennen, die man aber nicht beschreiben kann. Golden schimmerten die fernen Häuser am Fuße des Vesuvs und die nahen Strandvillen herüber; tiefviolett waren die Kalksteinberge der Halbinsel, gold-braun die Tuff- und Lavawände der Küste angehaucht; roth, wie durchglüht, erschienen die Eilande Ischia und Procida, roth der Horizont des spiegelglatten Meeres, roth die Rauchsäule des Vulcans, die von der schönlinigen Kegelkuppe geradeauf stieg und in der Höhe sanft zerfloß.

„Ich glaube, die Wellen verschlingen am Ende noch Schiffer und Kahn," unterbrach plötzlich Herbert unser staunendes Schweigen, auf die dunkeln Klippen deutend, welche mein Ruder streifte, und ehe ich erwidern konnte, daß ich des Fahrwassers kundig sei, fügte Kathinka mit einem Blick nach der Höhe hinzu: „Und das hat mit ihrem Singen die Lorelei gethan; — seht, dort steht sie und winkt uns zu!"

Hoch auf dem Uferrande, an einen rosenüberrankten Felsblock gelehnt, stand eine weibliche Gestalt im hellen Gewande, welche die wehmüthige Melodie eines wohlbekannten sorrentinischen Volksliedes sang und grüßend ein weißes Tuch in der Hand wehen ließ.

Eben verhallte mit einem langgezogenen Ton die erste Strophe. Ich zog die Ruder ein und sang die zweite. Als Antwort erklang von oben die dritte.

„Landen wir hier, wenn es möglich ist!" riefen meine beiden Gäste wie aus einem Munde.

„Gewiß ist es möglich," erwiderte ich, „und mir ahnt, wir bleiben dort droben, von dem Winke eines glücklichen Schicksals geleitet. Nicht zum ersten Male schaue ich hinauf nach der Sängerin und den Rosen- und Lorbeerbüschen und dem lachenden Schlößchen; aber gewinkt hat sie mir heute zum ersten Male, sicher Euch zu Ehren. — Auf! Sehen wir was unser wartet!"

Die leichte Barke fuhr auf den schwarzen vulcanischen Sand der flachen Uferstrecke, die vor den steilen Küstenfelsen lag. Einen Theil derselben nahm ein terrassenförmiger, von einer regellosen Mauer umzogener Garten ein, dessen Pförtchen offen stand. Wir traten ein und stiegen die in den Felsen gehauene Treppe empor. Die Dämmerung hatte rasch zugenommen, und in dem tunnelartigen Gang, durch welchen die Treppe nach oben ausmündete, herrschte schon tiefes Dunkel. Ich war im Begriffe, die Wachszünder in Brand zu setzen, als eine Person mit einer Fackel uns entgegenkam. Es war ein junger Marinajo in weißem Hemd und desgleichen Beinkleidern, dem die rothe Mütze keck auf dem Hinterhaupte saß, so daß wir sie erst sahen, als er sich mit Anstand verbeugte.

Ich fragte ihn, woher er komme. „Die Padrona schickt mich, um die Forestieri durch den Garten zu geleiten, wenn sie weiter gehen wollen.“ — „Können wir auch hier bleiben?“ — „Ma sicuro! So lange Ihr wollt; es sind schon Forestieri von allen Nationen im Hause. Voi siete di Germania, è vero?“ — „Ja, mein Bursche, Du hast recht gesehen, wir sind aus Germania. Wer ist Deine Padrona?“ — „Auch eine Signora di Germania, una donna bravissima, che ha fatto un paradiso di questa casa.“ — „Gut, so führe uns in dieses Paradies und zu dieser germanischen Padrona.“

Wir schritten durch einen dunklen Garten, der von berauschendem Dufte der Rosen-, Orangen- und Limonenblüthen und des Jasmins erfüllt war, auf ein erleuchtetes Haus zu, aus welchem heitere Stimmen, Musik und Gesang sich vernehmen ließen. Vor demselben trat uns die „Padrona“ entgegen, und Sie können sich denken, wie freudig ich überrascht war, in ihr eine Genossin unserer vorjährigen Tafelrunde, und zwar die geistsprühende Parteigängerin Nietzsches, zu erkennen. Nach der herzlichen Begrüßung und dem Austausch einiger

Erklärungen sagte sie: „Der Himmel von Sorrent hat es mir, besonders im letzten poesiereichen Sommer, dermaßen angethan, daß ich überall Heimweh nach dem Sirenengestade empfunden und endlich die Schiffe hinter mir verbrannt habe. An einem schönen Januartage bin ich von Neapel herübergeschwommen, um mir einen Platz zur dauernden Niederlassung auszusuchen. Kaum setzte ich den Fuß ans Land, so wurde mir dieses herrliche, damals etwas vernachlässigte Häuschen, das genau am schönsten Punkte liegt, angetragen. Natürlich habe ich mit beiden Händen zugegriffen, und weil ich, wie Sie wissen, nicht gleich Ihnen als Eremit leben kann und in den italienischen Fremdenhäusern leben will, so habe ich hier ein deutsches Haus eröffnet, das, wie ich mich rühme, schon Manchen zum Sorrento-Cultus bekehrt hat. Natürlich habe ich ihm auch einen heimathlichen Namen gegeben. Rathen Sie, welchen? — Sie befinden sich in der Villa Lorelei, meine Herrschaften!"

Wir sahen uns erstaunt an. „Also war es in der That die Lorelei, die uns hierhergelockt hat," sagte Herbert und gedachte der Erscheinung, die uns zum Landen veranlaßt hatte. „Meine Freunde fürchteten," setzte ich hinzu, „daß unser Boot in dem Klippengewirr Gefahr laufe, in das der wehende Schleier einer Nixe uns hineinwinkte."

„So schlimme Absichten herrschen hier nicht," lachte die Hausherrin, „es war mein Tuch, welches einigen lieben Gästen, die das Dampfboot mir entführte, den Abschiedsgruß nachwinkte. Lorelei-Ränke haben Sie nicht zu fürchten in diesem Hause. Treten Sie ein und überzeugen Sie sich selbst."

Wir traten ein, und wir sind heute, einen Monat später, noch darin. Lorelei-Ränke haben wir nicht erfahren, Signora, denn weder die Wogen, noch sonstige Abgründe haben uns verschlungen, obwohl wir oft uns in jene gestürzt haben und in diesen Räumen Zauber walten, die nicht nur mich, sondern

auch viele Andere von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hier fesseln. Wir haben Ausflüge nach Capri und Ischia, nach Salerno, Paestum und Amalfi gemacht; aber wir sind stets hierher zurückgekehrt. Ich habe einige Tage in Castellamare, andere in Pompeji zugebracht; aber selbst im altgeliebten Albergo del Sole hat die Stimme nicht geschwiegen, die mir zurief: „Zurück zum Lorelei-Felsen; dort ist die Heimath!“ Viel trägt dazu gewiß der Umstand bei, daß eben Sorrento der zauberhafteste von all den zauberhaften Orten dieser seligen Gestade ist, und daß man von ihm aus auf den herrlichsten und bequemsten Wegen alles andere erreichen kann. Denn wie viele Straßen Europas können sich an Reiz und Schönheit mit derjenigen messen, die von Castellamare hierher oder nach Neapel, von Pompeji nach Vietri und von dort nach Amalfi führt, von wo man wieder auf Küsten- und Bergpfaden über das malerischste Gebirge hierher wandern kann! Straßen und Pfade, die sich an den pittoresken Berghängen hinziehen, zwischen üppigen Gärten verschwinden, über die Vorgebirge klettern, die ihren Fuß in der tiefblauen Fluth baden, durch die zusammengewürfelten, orientalisch aussehenden Ortschaften sich schlängeln, wo ein naturwüchsiges, immer halbnacktes, aber immer heiteres Völkchen — doch das kennen Sie ja Alles besser als ich: lassen Sie mich also noch summarisch von meinen Thaten berichten, die ebenso viele Genüsse gewesen sind.

Mein erster Blick, als das Geklingel des Morgenglöckleins von der nahen Capelle mich zum ersten Mal erweckte, fiel auf das Meer. Sie kennen meine Leidenschaft für dasselbe; und ich glaube, Sie theilen sie. Sie erinnern sich, wie oft wir mitten unter den Kunstgenüssen Roms, und selbst wenn wir in Villa Pamfilj, Villa Borghese, auf dem Monte Mario und in der Campagna der Reize der ewigen Stadt uns erfreuten, doch uns nach der blauen Fluth gesehnt und ausgerufen haben:

„Erblickten wir doch den Rand des Meeres!" — Nach einem Gange durch den thaufrischen Garten stieg ich die Felsentreppe hinab und inaugurirte durch ein primitives, aber köstliches Bad den ersten Tag in der „Lorelei". Ich hatte, obwohl nach süditalienischen Anschauungen die Jahreszeit eigentlich noch nicht hinreichend vorgerückt ist, doch schon viel nasse Gesellschaft; Sie werden bei Ihrer Ankunft das ganze lustige Strand- und Nixentreiben der Cocumella-Marina, die uns im vorigen Jahre so unschätzbare Dienste geleistet hat, erneuert finden. Badehäuser giebt es, dem Neptun sei Dank, auch am Loreleistrande nicht, und Sie wissen, wie die Bade-Poesie an der urwüchsigen Felsenküste dadurch gewinnt, daß Jeder sich begnügt, eine versteckte Bucht als Apodyterium und die erste beste der Klippen als den Standpunkt zu benutzen, von dem man sich in die immer krystallhelle tief blau und grün schimmernde Fluth wirft. — Zu guter Letzt habe ich mich nach alter Sorrentiner Gewohnheit unter den braunen jubelnden Fischerbuben im heißen schwarzen Ufersande gesonnt. —

Gleich am ersten Abend habe ich auch im einsamen Boot den wohlbekannten Grotten einen Besuch gemacht und gesehen, daß die Meeresgeister noch ungestört in ihnen hausen, deren geheimnißvollem Geflüster wir so oft gelauscht haben, wenn der seltsame Widerschein der sinkenden Sonne auf den zackigen Felswölbungen spielte, oder in tiefer Nacht die blauen und silbernen Funken Kiel und Ruder umsprühten, wie heraufgeschleudert aus den smaragdenen Palästen der Nixen.

Es hat einen eigenen und unvergleichlichen Reiz, im einsamen Boot auf diesen Gewässern hinzugleiten. Land und Meer glänzen im farbenreichen Lichte des Südens; schmeichelnde Lüfte umwehen dich beständig; ruhig und sanft liegt die Fluth, niemals drohend wie nördliche Meere. In weite Fernen, die dennoch schön umgrenzt sind, reicht der Blick, nicht eingeengt

wie auf den Seen des Continents und des Berglandes. Man fühlt sich innerlich beruhigt und erheitert, weil die Natur so ist; in ungetrübter Schöne, wie die Welt da liegt, fließen die Tage dahin. Darin liegt das Geheimniß des Zaubers, der dich immer stärker umfängt, je länger du der Seele Zeit lässest, sich mit dieser Natur in Harmonie zu setzen. Wer nicht schnell diese Stätten flieht, trägt ein unbezwingliches Heimweh nach ihnen mit davon.

Ein Heimweh hatte ich auch nach Capri, das ich nicht mehr betreten seit jener Nacht, in der wir in den Trümmern des Tiberiuspalastes die Geister altrömischer Festlust auferweckt haben. Besitzen Sie das Kelchglas noch, das Ihre schöne Freundin von der Höhe hinabgeschleudert hatte und das man andern Morgens unversehrt im Meere wieder gefunden? — Ich habe das Eiland romantisch, majestätisch, bezaubernd gefunden, wie immer. Doch die Capresen — es thut mir leid, daß ich es sagen muß — scheinen von dem gewaltig gesteigerten Fremdenzufluß nicht günstig beeinflußt zu sein. Nicht mehr Alle haben die naive Zudringlichkeit, die wohlthuende Bescheidenheit, durch die sich die Bevölkerung der Insel vor der Neapels auszeichnet. Sie hören nicht mehr aus jedem Munde das stereotype unbefangene Verlangen nach einem „Bajocc'", das gar nicht der Erfüllung gewärtig war und gleich einem Gruße galt; aber man fängt jetzt an, Ihnen die Dienste aufzudrängen und zuweilen unbescheidene Lohnforderungen zu stellen, und an der Marina werden Sie jetzt beim Landen von einer Schaar von Mädchen empfangen, die gleich ihren Reit-Eseln sich an Kehltönen zu überbieten suchen. Aber du bist noch schön, Capri, und du hast noch deinen „Palazzo di Timberio", der von der schwindelnden Höhe im Osten niederschaut, deine blaue Grotte, deinen Arco Naturale und deine Faraglioni, die einsam aus der Fluth aufragenden Felscolosse. Ich erinnere mich der Zeit,

in der der erste Wagen auf Capri in Thätigkeit gesetzt und als Seltsamkeit angestaunt wurde. Ich fuhr in ihm auf der neuen Kunststraße nach Anacapri hinauf, die „schöne Margherita" zu besuchen. Gleich dem Wagen und der Fahrstraße war das neue Wunder Capris erst seit Kurzem aufgetaucht. Deutsche Maler hatten sie entdeckt, und sie hatte einen Platz (ich weiß nicht, ob auch einen Stern) im Bädeker bekommen, und pflichtschuldigst stand sie bald auf dem Programm jedes Touristen.

Ich bin auch durch die engen Gäßchen von Anacapri gewandelt, Signora, und habe die schöne Margherita ohne ihre Mutter angetroffen, mit der sie ein Häuschen und ein Gärtchen nahe der Chiesa del Paradiso bewohnte, und habe mir von ihr eine Foglietta Wein kredenzen lassen. Der Wein hatte ein sehr schönes Aussehen; aber er hatte, wie man zu sagen pflegt, einen kleinen Stich, aus dem mit der Zeit eine böse Säure werden kann. Und so war es auch mit der schönen, mit der s e h r schönen Margherita. Schlanker Wuchs, kleine Füße und Hände, liebliches Kinn, feiner Mund, prächtige Stirn und Nase, blaue Schelmenaugen, wunderherrliches Lockenhaar von hellblonder Farbe; — aber vollständige Kenntniß von allen den Schönheiten und triumphirende Erwartung der Bewunderung. Ihre Füße zierten moderne Stiefelchen mit hohen Stöckelabsätzen: Auf die Frage, weshalb sie auf dem Lande nicht gröbere Schuhe trage, antwortete sie: „perchè i miei piedi sono cosi gentili — weil meine Füße gar so zierlich sind". Jeder der vornehmen Forestieri und der launigen Künstler hatte ihr eine Schmeichelei gesagt, und das Landkind war mit Nothwendigkeit eitel geworden. Wenn ich dir etwas hätte wünschen dürfen, schöne Margherita, so würde ich gewünscht haben, daß du nicht so schön wärest.

Als wir diesmal die Rückfahrt antraten, dunkelte es bereits. Unsere Schiffer hatten sich an Maccheroni gütlich gethan und

lagen im Sande des Ufers, wie sie sich Morgens bei der Ankunft hingeworfen hatten; ich glaube, sie haben den ganzen Tag unbeweglich im Schatten der flachen rauchgeschwärzten Strandhäuser gelegen. Jetzt aber legten sie sich kräftig in die Ruder, und bald waren wir der felsigen Sphinxgestalt ferne. Es war eine weiche warme Nacht. Die Sterne flimmerten durch die Wolken; zauberhaft leuchtete das Meer unter den Schlägen der Ruder. Drüben erblickte man das wechselnde Licht der Leuchtthüme von Neapel und dem Cap Misenum. Zwei helle Lichter kamen uns schnell näher, und bald zeichneten sich auf dem dunkeln Himmel noch dunklere Massen, gewaltige Masten und Takelwerk ab. Es waren große Kriegsdampfer, die durch die Enge von Capri nach Süden steuerten; nach Sicilien, nach Africa, dem Orient — wer weiß es? —

Jenseits der Punta di Sorrento wurden die erleuchteten Häuser der Villenstadt sichtbar. Am felsigen Ufer fuhren mit lautlosen Ruderschlägen die Fischerboote umher. Im Bug eines jeden steht ein Mann mit einer brennenden Fackel oder Pechpfanne, deren rother Schein sein Antlitz grell übergießt und nach vorn weithin das Wasser erleuchtet, während das Boot im Schatten bleibt. In demselben steht ein zweiter Bursche mit der Harpune in der Hand, die Augen unbeweglich in die Tiefe gerichtet, vorn übergebeugt, um den Fisch zu erspähen, der sich durch den Glanz heranlocken läßt, und ihn sicher mit dem spitzen Eisen zu treffen. Ich habe oft die Expeditionen im Fischerboote mitgemacht und mich an dem nächtlichen Treiben ergötzt.

Der „Lorelei" uns nähernd, hörten wir von oben laute Musik und das eigenthümliche dumpfe und klirrende Getön des Tamburins, welches den Tarantella-Tanz begleitet, und sahen die Schatten der Tänzer an den erleuchteten Fenstern vorbeifliegen. Bei der herrschenden Dunkelheit konnten die Boots-

leute nicht wagen, durch das verborgene Klippengewirr dem Strande zu nahen, und mußten ihr „Ee-Hoo, Antonin'“ erschallen lassen. Wegen des Musikgetöns hörte man oben nicht sogleich, und wir mußten uns noch einige Zeit auf dem Wasser gedulden. Endlich erscholl Antwort; eine Fackel erschien auf der Gartentreppe, deren steilem Zickzack ihr Träger, einem Irrlicht gleich, abwärts folgte, und bei ihrem Schein ging die Landung von Statten.

Oben wurden die Zurückgekehrten mit einem Tusch begrüßt, und wir fanden eine stürmische Tarantella im vollen Gange. Zwei Burschen und zwei Mädchen im bunten Sorrentiner Nationalcostüm, das man leider nur noch selten sieht, tanzten sie mit Geschick und der ganzen unermüdlichen Leidenschaft des südlichen Blutes. Mit den hocherhobenen Händen die Castagnetten schlagend, umkreisten sie einander in dem schnellen hüpfenden Schritt, der diesem Tanze eigen ist, sich einander nähernd und wieder fliehend, neckend und verfolgend, niederknieend und wieder aufspringend, den immer schnelleren Schlägen des Tamburins gehorchend, bis sie hochglühend und erschöpft anderen Paaren den Platz überlassen mußten.

Dieser Tanz ist eine bevorzugte Unterhaltung der Süd-Italiener, und man kann ihn in Städten wie auf dem Lande, namentlich Abends, oft tanzen sehen. Das Volk ist hier im Genusse von Wein und in anderen materiellen Festfreuden sehr mäßig: in Musik und Tanz aber können sie sich nicht genug thun, und dies wird stets, wie überhaupt der größte Theil der Lebensthätigkeit, in der Oeffentlichkeit geübt. An den Abenden namentlich ist Alles vor den Hausthüren und auf den öffentlichen Plätzen. Ein paar Burschen und Mädchen, oft Kinder, treten zusammen und beginnen zu tanzen; ein Tamburin ist immer bei der Hand; ein Kreis von Zuschauern bildet sich schnell, aus dem beständig Ersatz vortritt, und so vergnügen sie sich

stundenlang, und die Zuschauenden lassen sich höchstens abziehen, wenn in der Nähe eine Mandoline oder Guitarre sich hören läßt, mit der die weichen Töne eines Volksliedes begleitet werden.

Von besonderer Wirkung sind Gesang und Saitenspiel auf den ruhigen Wassern des Golfes in stiller Nachtzeit. Gestern Abend hatte der Mondschein uns zu einer Wasserfahrt verlockt. An der halb unter das Meeresniveau versunkenen „Capelle" vorbeirudernd, wurden wir durch eine harmoniereiche Musik überrascht, die aus derselben hervordrang und die eines gut besetzten Orchesters zu sein schien. Es war ein Kahn mit einem halben Dutzend von Spielern und einigen Sängern, die, wie sie mit Selbstzufriedenheit erklärten, auf die „Regina" warteten, die sie mit einer Serenade empfangen wollten. Gemeint war eine deutsche Fürstin, die sich seit einigen Tagen in Sorrent aufhielt und heute von einem Ausfluge nach Neapel zurückerwartet wurde. Da die fürstliche Barke noch nicht in Sicht war, erklärten die Burschen sich zuvorkommend bereit, inzwischen unser Boot zu begleiten, und wir haben einen poesiereichen Abend genossen, welchem auch die Erinnerung an die deutsche Heimath nicht fehlte, indem wir — Sie erinnern sich ähnlicher Ueberraschung am See von Nemi, in Frascati und in Capri — die „Lorelei", „Ich hatt' einen Kameraden" und — die „Wacht am Rhein" spielen und singen hörten.

Ich brauche nichts mehr hinzuzufügen, Signora, um zu beweisen, daß ich noch immer Freund der göttlichen Salzfluth bin. Aber auf die Gefahr hin, daß Sie mir wieder ein „anachronistisches zärtliches Verhältniß zu antikem Nymphenvolk" vorwerfen, muß ich noch zweier maritimer Excursionen gedenken. Die eine war nach den altrömischen Ruinen am Klippenstrande nahe bei Polo gerichtet, die, wie vieles andere von versunkener üppiger Pracht Zeugende, der neapolitanischen

Königin des 15. Jahrhunderts zugeschrieben und „Bäder der Königin Johanna" genannt werden, während sie wahrscheinlich Reste der berühmten Villa des Pollius Felix sind, und wo ich theils auf dem Wasser, theils auf dem Lande in heiterster Gesellschaft einen prächtigen Sonntagmorgen verbracht habe. Die andere Fahrt ging ostwärts nach dem wimmelnden Strande und der lärmvollen Werft von Cassano, und Sie errathen schon, zu welchem Zwecke: — um in dem geräumigen Felsenkeller zwischen den Reihen ehrwürdiger Fässer zu wandeln, deren eben eine neue Ladung dort geborgen war, und mit den Feuergeistern von Sicilien, von Lipari und Stromboli Zwiegespräche zu halten. Auch einen Bekannten habe ich dort wiedergesehen: den schmucken „Centauro", den wir an einem sonnigen September-Morgen des vorigen Jahres im bunten Wimpel- und Bilderschmuck, unter Glockengetön und Böllerschüssen haben vom Stapel laufen sehen, und der wetterzerzaust, aber wohlbehalten von seiner ersten Fahrt in die neue Welt zurückgekehrt ist, wohin er seine Ladung von Orangen und Limonen gebracht.

Als wir uns wieder einschifften, war Mittag und Ruhezeit für die Hunderte von Burschen, die beim Bau der neuen Fahrzeuge beschäftigt waren. Im Sande liegend, hatten sie ihr gewohntes Mahl von Maisbrot, rohen Salat- und Fenchelstauden oder Zwiebeln und Orangen verzehrt, und ein Knabenschwarm folgte uns, um den üblichen „Sordo" zu erbetteln. Vom Boote aus warfen wir eine Anzahl Kupfermünzen in das seichte Wasser, und ein komischer Wettkampf entstand unter den sich mit Jubelgeschrei hineinstürzenden Jungen, bis zu ihrem Bedauern die Glocke sie zur Arbeit zurückrief.

Soll ich Ihnen auch noch von Camaldoli, von S. Agata, dem reizenden Bergdörfchen mit seinen schönen Kirchweihfesten

von der Punta di Campanella und dem Deserto erzählen? Es ist noch Alles wie Sie es kennen, Signora, — voll ergreifender Landschaftspoesie, voll der unvergleichlichen Harmonie zwischen Natur und Menschenleben. Alles durchtränkt von ruhiger selbstgewisser Schönheit, befriedigend durch plastischen Schwung, durch sichere Linien, durch reine Formen und Farben, entzückend durch magische und doch so einfache Lichtwirkung. Ich bin auf Ihrem Lieblingswege durch die Oliven- und Eichenhaine auf der Höhe gen Massa gewandelt, habe bei aufgehender Sonne im „Thale der Pinien" an einen der riesigen Stämme gelehnt gesessen, welche die schönste aller Baumkronen tragen und habe die Kalkwände von Capri im ersten Sonnenstrahl erglühen sehen, während in den Schluchten und um die Vorsprünge der Halbinsel, nicht wie im feuchten Norden ein weißer Nebel, sondern ein feiner farbiger Duft wallte, der die Tiefen noch blauer, die Felsen noch rother, das Meer smaragdener erscheinen ließ und doch zwischen Allem so feine Abstufungen und leise Uebergänge schuf, daß ein einziger harmonischer Klang mir aus Allem entgegenzutönen schien.

Mehr als einmal bin ich Abends zwischen den stillen ummauerten Gärten nach den Contihügeln hinaufgestiegen, von wo man beide Golfe, hier den neapolitanischen, dort den von Salerno überschaut und bei hellem Himmel drüben im Süden am Fuß der Berge von Groß-Griechenland drei goldene Punkte sichtbar sind: die erhabenen Tempel von Pästum, die ältesten Italiens. — Auf der Steinbank vor der kleinen Osteria delle Fontanelle habe ich noch manches Mal gesessen, wartend, bis der Wirth mir eine foglietta gefüllt hatte, die er mir dann zum „Arco Naturale“ auf dem Abhang gegenüber den Sirenen-Inseln nachtrug. Der ernste bärtige Mann kannte mich noch wohl, und unaufgefordert hat er mir das Töchterchen gebracht und nach der fremden Signora

gefragt, die im vorigen Jahre es so zärtlich an das Herz gedrückt und mit Thränen geküßt habe. Ich glaube, sie wird schön werden, die kleine Esther, die den Beinamen „Ritrovata" führt, weil sie — es war an einem Decembermorgen vor vier oder fünf Jahren — auf dem Bergpfade gefunden worden ist.

Volks- und Heiligenfeste habe ich, wie Sie sich denken können, schon verschiedene gesehen. Vergeht doch in diesem gottgefälligen Lande keine Woche, ohne daß dieses oder jenes Kirchlein seine Specialfeier hat. Eine höchst charakteristische fand am 1. Mai in der bischöflichen „Kathedrale" von Sorrento statt. Es war die Spendung der Gaben für den Erzbischof, ein Rest der alten kirchlichen Servituten und Ausdruck der Suprematie des Oberhirten über den Klerus und die Diöcese. — Im vollen Ornat, umgeben vom Domcapitel, saß der beleibte hochwürdige Herr auf dem alten steinernen Bischofsstuhl unter dem Baldachin. Ihm gegenüber auf der geschmückten Kanzel stand zwischen zwei Chorknaben, die die Enden seiner Stola hielten, ein Domherr und verlas das Verzeichniß aller tributpflichtigen Kirchen, Klöster, Güter und Personen, deren Abgaben größtentheils in Wachskerzen von bestimmtem Gewicht bestanden. Der Diöcesan-Clerus war vollständig vertreten. Jeder Aufgerufene trat vor, küßte dem Bischof die Hand und überreichte, auf der Stufe des Thrones knieend, seinen Tribut. Mancher geistliche Herr, den Alter, Krankheit oder Bequemlichkeit am persönlichen Erscheinen verhindert haben mochte, hatte einen seiner Chorknaben als Vertreter gesandt, und die Bübchen wußten mit demselben unbefangenen Anstand ihre zum Theil sehr gewichtigen Altarkerzen zu präsentiren, mit dem mancher wohlbeleibte Mönch und Priester ein schmächtiges Lichtlein überreichte. Auch andere Gaben figurirten bei der Ceremonie: u. a. Blumensträuße und mächtige ganz von Guirlanden um-

wundene Kreuzstangen, „alberi di fiori“, die zu regieren ihre Träger Mühe hatten, wenn sie inmitten des Kirchenschiffes niederknieten. Die versammelte Menge begrüßte die hervorragenden Gaben mit beifälligem Gemurmel, und ein allgemeines bewunderndes „Ah' comm' è bello“ hörte man, als eine Wachsnachbildung des Bischofstuhles und ein Korb mit einer vergoldeten künstlichen Henne nebst Küchlein erschienen. —

Die Bevölkerung drängt sich hier noch in Masse zu den Kirchenfesten, die ihr nicht sowohl durch ernste Würde und innere Bedeutung als durch die Entfaltung sinnlicher Pracht und durch die naive Gemüthlichkeit anziehend sind. — Goldglanz und bunte Bilder, Weihrauch und Blumenduft erfüllen die kühlen Hallen, deren Thüren weit geöffnet stehen, so daß Sonnenstrahlen und Frühlingslüfte mit den fröhlichen Menschen sich hineindrängen. Drinnen fühlen sich alle so angeheimelt, so zu einer Familie vereinigt, daß sie dem Heiligsten vertraulich begegnen, dem Ehrwürdigsten unbefangen nahen können, wie denn der Stuhl des Erzbischofs an jenem Tage von einer Rotte neugieriger Buben dicht umdrängt war, ohne daß irgend Jemand daran Anstoß genommen hätte.

Von den rauschenden Feuerwerken, den bevorzugten Glanzpunkten der Kirchenfeste, haben wir heuer noch keins gesehen. Dagegen sorgt, wie Sie wissen, unser gutherziger Nachbar Vesuvius seit einiger Zeit für regelmäßige allnächtliche Illumination. Es gehört zu unseren stehenden abendlichen Genüssen, vom Boot oder von der Küstenstraße aus nach dem geheimnißvollen Berge hinüberzuschauen, dessen Rauchwolke stoßweise vom Gluthscheine durchleuchtet wird, während die Lavaströme eine feurige Linie auf seinem schwarzen Haupte zeichnen. Ob der lange erwartete Ausbruch jetzt nahe sei, muß bezweifelt werden, und der prophetische Palmieri selbst wagt es nicht zu

behaupten. Schön und interessant muß es werden, und von keinem Punkte wird es so bequem und so sicher zu betrachten sein wie von hier. — Möglich, daß Ihr vulcanischer Freund sein Freudenfeuer bis zu Ihrer Ankunft aufzusparen begehrt. Ist dem so, so habe ich einen neuen Grund, zu wünschen, daß Sie noch früher eintreffen, als es erwartet hat —

Ihr „Eremit".

X.

Madonnenfeste im Neapolitanischen.

(1879.)

Bekannt ist das Wort König Ferdinands I. unseligen Andenkens, welcher versicherte, daß er Neapel sehr leicht mittelst dreier F regiere: nämlich mit Festa, Farina und Forca, d. h. Festen, Brot und Galgen. Es ist ein hübsches Wort, das nicht bloß den Landesvater, welcher sechzig Jahre lang einen der schönsten Erdstriche unter seiner Geißel hielt, vortrefflich charakterisirt, sondern auch eine ziemlich richtige Vorstellung von den Zuständen giebt, deren Aufhören noch immer von Manchen, und zwar nicht bloß von den bourbonisch Gesinnten, bedauert wird. Wenn man den schwerwiegenden Antheil nicht vergißt, den die zahllose Geistlichkeit und die Kirchenlehren von Paradies und Hölle an der Beherrschung des neapolitanischen Volkes hatten, so kann man in der That sagen, daß bis vor zwanzig Jahren dasselbe durch Belustigungen, Fütterungen und den Henker regiert wurde.

Heute ist es anders geworden. Der Galgen ist so gut wie abgeschafft; Brot- und Maccheronispenden haben sich von selbst verboten, seit die Preise sich verdrei- und vervierfacht haben, und auch das letzte F, einst durch das Zusammenwirken des

Hofes und der Kirche mit dem größten Glanz umgeben, ist im Begriffe zu verschwinden; ja die großen Volks- und Kirchenfeste sind schon ein trauriger Schatten ihrer einstigen Gestalt geworden. — Wenn man dies vom Standpunkte des schaulustigen Fremden und Beobachters bedauern kann, welcher in dem festlichen Treiben eine interessante Seite des Volkslebens sieht und die unbedachte Fröhlichkeit der Menge als einen Beweis ihrer glücklichen Stimmung liebt, so muß man aus dem Gesichtspunkte der Wirthschaftlichkeit, der öffentlichen Moral und der Aufklärung mit einem Umschwunge zufrieden sein, welcher der Schlemmerei und Verschwendung, dem Müßiggang und Aberglauben Abbruch zu thun geeignet ist. Das Stückchen Volkspoesie, malerischer Erscheinung und charakteristischen Gebrauchthums, das damit verloren geht, wird reichlich aufgewogen durch die Einschränkung der entsittlichenden Auswüchse aller Art, deren bevorzugter Schauplatz hier die Heiligenfeste waren. Je wichtiger der Festtag war, desto maßloser wurde und wird er zum Theil noch mit abergläubischen Gebräuchen, unsinnigen Bacchanalien und Gewaltthätigkeiten gefeiert. Wie im kaiserlichen Rom „panis et circenses“, so gehörte es im bourbonischen Neapel zu den Regierungsmitteln, die große Menge durch Befriedigung der niederen Triebe im Zustande der Ruhe und von dem Anspruch auf höhere Güter fern zu halten. Wer auf solche Anspruch machte, wer an Menschen- und Volksrechte oder an eine Freiheit irgendwelcher Art zu denken wagte — der war der unversöhnlich gehaßte Feind der Regierenden. Jede Unmoralität dagegen ward verziehen und gefördert, wenn sie dazu dienen konnte, deren Herrschaft zu befestigen. Deshalb unterstützte man Brigantenthum und Camorra, Aberglauben und Ignoranz, Beamten-Corruption und Gewaltthat, Feigheit und Entwürdigung. Deshalb hetzte man den Pöbel gegen die besseren und gebildeten Classen auf. Deshalb sättigte und blen-

dete man die Menge durch gedeckte Tische, Lustbarkeiten und Kirchenpomp.

Dasjenige Fest, welches bis auf den heutigen Tag am meisten den echt neapolitanischen Charakter bewahrt hat und am besten geeignet ist, die demoralisirenden Wirkungen erkennen zu lassen, ist das der Madonna von Monte Vergine, welches zu Pfingsten gefeiert wird.

Der imposante über 1300 Meter hohe Monte Vergine, zur Kette des alten Mons Taburnus gehörig, ist der höchste Berg Campaniens und liegt etwa zwei Stunden von Avellino entfernt. In einer Schlucht unterhalb des im Winter schneebedeckten Gipfels liegt ein berühmtes Kloster der Virginianer, im 12. Jahrhundert von S. Guilelmus von Vercelli, dem Beichtvater Rogers, an der Stelle eines alten Cybele-Tempels erbaut. An Stelle der „Großen Mutter der Götter" wurde nun die Mutter Gottes hier verehrt; aber der ausgelassene und seltsame Geist des Gottesdienstes und vielleicht selbst manche seiner Formen blieben unter veränderter Hülle erhalten. Abgesehen von der „Mutter" und „Himmelskönigin" Isis konnte keine der alten Göttergestalten so leicht ins Christliche umgedeutet werden wie Cybele, die „Jungfrau ohne Mutter", die Mutter aller Dinge und aller Götter, deren Gunst und Vergebung durch Waschungen, Büßungen, Gebet und Fasten erkauft werden mußte und deren Frühlingsfest andererseits mit mysteriösen Ceremonien und ausgelassenen Lustbarkeiten begangen wurde.

Das Fest der Madonna di Monte Vergine wird vorzugsweise von dem wohlhabenderen Theil der unteren Stände Neapels begangen. Die Bäcker und Fleischer, die Frucht- und Fischhändler, die Maccheroni-Fabrikanten, Osterie-Besitzer, Vetturine, die Weinbauern und Kleinhändler sowie zahlreiche Handwerker machen das Gros der Procession aus, die sich nach

Monte Vergine begiebt. Einen wesentlichen Bestandtheil bildet jedoch eine weniger harmlose Classe von Leuten, die zwar heute keinen geschlossenen Stand mehr bildet, aber ihre berüchtigten Traditionen noch keineswegs aufgegeben hat: die Camorristen, auf deren Rechnung man den größten Theil der Excesse zu setzen hat, die bei diesem Feste unvermeidlich sind.

Obwohl Avellino jetzt durch eine Eisenbahn mit Neapel verbunden ist, so hält die Procession noch immer an der traditionellen Beförderungsart und dem alten Wege fest. Derselbe führt über Pomigliano, Marigliano, Nola und Monteforte direct nach Mercogliano am Fuß des heiligen Berges. Er wird nur mittelst Wagen zurückgelegt. Es wird keinem Theilnehmer einfallen, sich zu Pferd oder gar zu Fuß dahin zu begeben. Wem die Mittel fehlen, eine Carrosse zu bezahlen, der bleibt zu Hause oder — er macht Schulden, und das ist der häufigere Fall. Eine den genannten Ständen angehörende Familie würde es für eine Schande halten, sich nicht zu betheiligen. Sie schränkt sich also lieber das ganze Jahr hindurch ein, lebt kümmerlich, wenn es sein muß, um am Pfingsttage ein paar Hundert Lire draufgehen zu lassen. Erste Bedingung ist: ein Wagen und drei Pferde vor demselben. Die letzteren dürfen cavalli morti, d. h. bereits für den Abdecker bestimmte Mähren sein — werden sie ja doch auf der Fahrt nahezu zu Tode gehetzt; wohl aber ist ein pompöser Schmuck von metallbesetztem Geschirr, Schellen, bunten Bändern, Federbüschen und Fuchsschwänzen erforderlich.

Der Aufbruch erfolgt am Freitag vor Pfingsten in der Morgendämmerung. Das erste Anzeichen der Devotion und des Festbeginnes ist, wie bei allen Heiligenfesten, eine beträchtliche Pulververschwendung. Die Umwohner der Porta Capuana, des Largo S. Francesco und des Sobborgo di S. Antonio Abbate werden vor Tagesanbruch durch das Gekrach der

Mörser und wahre Artilleriesalven geweckt, welche unter souveräner Verachtung aller entgegenstehenden Polizeivorschriften von den Aufbrechenden an den Orten, an denen die Wagen sich sammeln, losgebrannt werden. Hauptsammelplatz ist die Piazza vor dem Capuanischen Thor. Hier haben die Freunde und Bekannten, welche gemeinsame Sache machen wollen, sich Stelldichein gegeben. Hier erwarten sich die wetteifernden Gesellschaften und Parteien, welche sich im Wettfahren, in Gesangleistungen und — im Trinken mit einander messen wollen, woraus nicht selten ein kleines Scharmützel unter Anwendung von Messer und Pistole entsteht — in majorem Sanctae Virginis gloriam.

Wer den kleinen, abgetriebenen, mageren Rossen keine Kraftleistung zugetraut hat, sieht sich enttäuscht. Auf das durch neue Petardensalven gegebene und von Evviva-Rufen aus tausend Kehlen begleitete Signal zur Abfahrt setzen sich die Wagen in eine rasende Bewegung, und diese läßt nicht nach, bevor der Arm des Lenkers müde geworden und der rauchende Vesuv mehrere Meilen hinter der staubumhüllten Karawane zurückgeblieben ist. Es ist wahr, daß während der ganzen Zeit die Kehlen und die Peitschen in einer unaufhörlichen antreibenden Thätigkeit sind und daß, wenn der mit einer unglaublichen Kraft und Ausdauer hervorgestoßene Kehllaut „jaaaach" . . . und die Schnur der Peitsche nicht die gewünschte Wirkung auf die Gäule haben, auch der Stiel der letzteren sowie die Stiefelabsätze in Anwendung gebracht werden.

Mittags wird in Cardinale bei Avello Rast gemacht, um Menschen und Vieh zu erfrischen. Gegen fünf oder sechs Uhr Abends ist man in Monteforte. Hier beginnt die Straße stark anzusteigen, weshalb ein Vorspann von Ochsen genommen wird, den die Bauern der Gegend seit dem Morgen bereit halten und mit betäubender Zungenfertigkeit anpreisen.

Bei Anbruch der Nacht ist Mercogliano erreicht, der armselige, wüste, verräucherte, verschlafene Ort unmittelbar am Fuße des steinigen Klosterberges, welcher nur einmal im Jahre zum Leben zu erwachen scheint: eben in der Nacht vor dem Feste. In dieser Nacht gehört er den Ankömmlingen. Die Bewohner weichen aus den an den Berg geklebten Hütten, die sich im Nu mit den Schwärmen der nach Speise und Trank verlangenden Ankömmlinge füllen. Alles vorhandene Haus- und Küchengeräth wird wetteifernd in Beschlag genommen. Bald hängen Kessel und Pfannen über den auf den Herden, aber noch mehr im Freien entzündeten Feuern; Rauch, Dampf und das seltsamste Gemisch von Speisedüften durchzieht den ganzen Ort; das Geschrei der Esel und das Brüllen der Stiere mischt sich in den Lärm der Schmausenden und Trinkenden, in die Töne der Musikinstrumente und die Stimmen der unermüdlichen Sänger, die mit improvisirten Liedern wettstreiten.

Geschlafen wird in dieser Nacht nicht viel, denn um Mitternacht beginnt die Besteigung des Berges. Es sind vier Miglien steilen, rauhen, von Abgründen begrenzten Weges, die zu Fuß zurückgelegt werden müssen. Fackeln in den Händen, starke nägelbeschlagene Schuhe an den Füßen, durch eine Decke oder ein Tuch gegen die scharfe nächtliche Bergluft möglichst geschützt — so beginnen die vorher lärmenden Festgenossen schweigend und Gebete murmelnd die Wallfahrt. Wehe dem, der die geringste Quantität von Fleisch oder Fett bei sich trüge! Die Madonna, der dies ein Gräuel ist, würde nach dem Volksglauben unfehlbar ein Erdbeben, ein Gewitter oder sonst eine Strafe senden. Die Vorschrift wird so peinlich befolgt, daß die Frauen für diesen Tag selbst auf das Salben der Haare verzichten.

Alle hundert Schritte findet sich ein Crucifix; nach je einer Miglie erhebt sich eine Capelle. Die letzte derselben heißt lo Scalzatojo. Sie hat den Namen davon, daß bei ihr die

Devoten, welche ein Gelübde gethan haben, die Schuhe ausziehen, um die letzte Miglie Weges mit bloßen Füßen zurückzulegen.

Das Anlangen bei der Kirche unterbricht die devote Stille. Die fromme Leidenschaft läßt sich nicht mehr bändigen. Mit lauter Stimme die Mutter Gottes anrufend, stürzt Alles die Vortreppe hinauf, in die erleuchtete Kirche und zu dem Bilde der wunderthätigen „Mammà Schiavona". — Ursache des seltsamen Namens ist die fast schwarze Farbe, welche die Figur im Laufe der Zeit angenommen hat. — Der wilde Ausdruck, den die Andacht hier annimmt, gehört zu dem Erstaunlichsten, was man an einem geweihten Orte erleben kann. Die Frauen erheben die Stimmen zu einem durchdringenden Jammern, Weinen und Schreien, zu Ausrufen der Verzweiflung und der Leidenschaft, die an die Pöbelscenen in den Straßen des Basso Porto erinnern. Wer zu gewöhnlichen Zeiten den Tempel besucht, sieht einen breiten Streifen des Marmor-Fußbodens von der Schwelle bis zu dem Bilde spiegelblank polirt. Er ist es durch die Wallfahrer geworden, welche auf den Knieen diese Strecke zurücklegen. Damit nicht genug, kriecht Mancher auf dem Bauche vorwärts. Andere gehen auf allen Vieren und lassen sich behufs Kasteiung an einem um den Hals geschlungenen Strick von einem Freunde vorwärts schleifen, ein Liebesdienst, der niemals verweigert wird. — Dafür thut die Madonna auch erstaunliche Wunder. Beweis: die zahllosen silbernen Weihgeschenke, die neben dem schwarzen von Gold und Edelsteinen funkelnden Bilde aufgehängt sind — Nachbildungen wunderbar geheilter Glieder u. dgl.

In großer Zerknirschung wird die Messe angehört, welche vor Sonnenaufgang beendet sein muß. Dann aber ist allen frommen Pflichten Genüge geschehen, und die Wallfahrer werfen sich mit einem Sprung wieder aus der Kirchenthür und in die

tollste Lustbarkeit hinein. In ungeduldiger Eile geht es, indem die Burschen und Mädchen tausend Scherze und Neckereien treiben, wie eine Lawine den Berg hinunter. Unten stehen die Tische bereit. Lärmend fällt Alles über die Speisen her, von denen ungeheure Mengen, namentlich von quagliate benedette, d. h. Quark von gesegneter Milch, verschlungen werden. Inzwischen sind die Wagen bespannt, mit frischem Laub geschmückt, der Erwerb an Rosenkränzen, Madonnenbildern u. s. w. wird hineingeworfen, und fort geht es unter Peitschenknall und Geschrei in rasendem Jagen.

Der Sonntag wird in Nola verbracht. Vormittags sind alle Kirchen von Messehörenden überfüllt. Die Wallfahrer zeigen sich seit frühester Stunde auf den Straßen in ihrem besten Schmuck; die Männer in grauen oder braunen Röcken, Hahnen- und Fasanenfedern auf dem Hut, gigantische goldene Uhrketten zur Schau tragend; die Frauen in hellen Seidenkleidern, weißen Schultertüchern, beladen mit drei- und vierfachen Halsschnüren aus Gold, Perlen und Korallen, riesigen Ohrringen, zehn bis zwölf Ringen an der Hand, künstlichen Silberblumen und bunten Bändern im Haar. — Zu Mittag verwandelt ganz Nola sich in einen Bankettsaal. Die Trattorieen und Osterieen sind überfüllt; die des „Schönen Antonio" wird mit Sturm genommen; auf den Straßen und Plätzen sieht es wie in einem Zeltlager aus. Berge von Maccheroni al pomodoro, gebratenen Hühnern, am Spieß gerösteten Kälbern und Lämmern, von Kuchen, Früchten und cacio cavallo werden verzehrt und mit asprinio- und Mercogliano-Wein hinuntergespült.

Unerläßlich ist nach der Pragmatik des Festes die „Camminata Nolana": die Corsofahrt auf der zur Kirche S. Angiolo di Nola führenden Straße. Es ist das officielle Wagenrennen, die endgültige Probe der Kraft und Schnelligkeit der Pferde und der Geschicklichkeit der Kutscher. Große Wetten

werden darauf von den Parteien gemacht. Seltener als man es bei dem rasenden Jagen erwarten sollte, kommen Unglücksfälle vor; desto häufiger sind Streitigkeiten, die irgend eine Gewaltthätigkeit zur Folge haben. Sehr selten geht der Abend, an welchem das Gelage seinen Höhepunkt erreicht und der Gegensatz zwischen den verschiedenen Gruppen und Kreisen durch immer lebhaftere Herausforderungen in improvisirten Spottliedern genährt wird, ohne ein solennes Scharmützel vorüber. Ein halbes Dutzend durch eine Dolchspitze oder eine Pistolenkugel Verwundeter bekommt fast regelmäßig Gelegenheit, einige Wochen auf dem Lager über das Monte-Vergine-Fest nachzudenken, wozu Andere im Polizeigefängniß Zeit haben. — —

Nichts von solchen Excessen der Genußsucht und der Leidenschaft, aber auch nichts mehr von seinem ursprünglichen Glanz bietet das dereinst noch berühmtere Fest der „Madonna di Piedigrotta" am 8. September dar. — Mit Tausenden und aber Tausenden bin ich mehr als einmal am Vorabend des Festes (die „Vigilia" ist hier immer der Haupttheil der Feier) durch die Grotta di Posilipo gewandelt. Es ist dies der unter Augustus zur Verbindung Neapels mit Puteoli angelegte, den Hügel des Posilip durchschneidende $^3/_4$ Kilometer lange Tunnel, welcher den Hauptschauplatz des Festtreibens — wenn man noch so sagen kann — bildet. Es drängte sich in der That eine dichte Menschenmasse, fast allen Ständen angehörig, in dem heißen, staubigen Tunnel. Viele waren mit den traditionellen Instrumenten versehen, durch welche der hergebrachte ohrzerreißende Lärm verursacht wird: dem cacavello, einem mit einer Blase zugebundenen Topf, aus dem ein Rohrstab hervorragt, durch dessen Streichen ein dröhnender Ton hervorgebracht wird; dem triccaballac, zwei zwischen Leisten befestigten Holzhämmern; dem scetavajasse, einer Art Violine aus Rohr; dem putipù,

dem Tamburin, kleinen Blechtrompeten und gar dem französischen cri-cri. Aber es war ausschließlich die Straßenjugend, die sich damit belustigte. Das Volk im Großen betheiligte sich nicht; denn das neapolitanische Volk von früher, die ignorante, unbesorgte, naive, lustig in den Tag hinein vegetirende Menge existirt nicht mehr. Alle sind besonnener, und für Alle ist das Leben ernster geworden. Wer dort war, war gekommen, um dem scherzhaften Treiben der Anderen zuzusehen. Die Folge war, daß scherzhaftes Treiben fast ganz vermißt wurde. Eine nicht üble Illumination mittelst der üblichen bunten Lämpchen in der Strada di Piedigrotta; ein dürftiger Jahrmarkt auf dem Platze vor der Kirche; die aus den tiefsten Tiefen Neapels aufgetauchten Spukgestalten der ambulanten Spielzeug-, Tabak- und Eßwaarenverkäufer — ecco tutto! Maskeraden fehlten gänzlich. Es fehlte der wesentlichste Bestandtheil jedes früheren Piedigrottafestes: der Aufzug der fliegenden Zeitungsverkäufer in papiernen Costümen. Es fehlten selbst die Pechfackeln, die man früher nöthig hatte, um die phantastische Grotte zu erhellen. Jetzt ist sie durch Laternen erleuchtet — die Fackeln sind überflüssig. Auch ein neues „Piedigrottalied" ist diesmal nicht entstanden. Sonst war die Nacht des 7. September die Geburtsstunde eines neuen Volksliedes, das sich am andern Morgen mit Blitzesschnelle durch die Stadt und binnen weniger Tage durch das ganze Königreich Beider Sicilien verbreitete und während des nächsten Jahres unbestritten die erste Stelle auf dem Spielplan aller Drehorgeln, ambulanten Sänger und Serenaden-Veranstalter einnahm. Seine Geltung beruhte auf dem Ausgang eines Wettkampfes, vielleicht dem letzten Ueberrest des Agons der Italiden, der einst berühmtesten, den olympischen Spielen ebenbürtigen musischen Wettkämpfe Italiens, die im August der Schutzgöttin Parthenope gefeiert wurden. — Der Kampf zwischen den Parteien war hier ein friedlicherer

als beim Monte-Vergine-Fest. Unter dem Glanz und Rauch der Pechfackeln traten die beiden Sängergruppen einander gegenüber, und eine jede ließ ihr Lied hören, dessen Melodie eine ganz neue, dessen Text ein möglichst volksthümlicher sein mußte. Schiedsrichter war die umstehende Menge. Der Grad ihres Beifalls entschied unwiderruflich den Sieg.

Mangelte es dem diesjährigen Piedigrottafeste an seinem wesentlichen Charakter, so fehlten doch nicht die kleinen Züge, welche jedem Bilde aus dem neapolitanischen Volksleben Relief geben. Hier lehnt an der weißen Mauer ein murilloköpfiger Bube, der mit unermüdlicher Andacht zu den flimmernden Lämpchen hinaufstarrt, während seine Genossen einen pfirsichverzehrenden Fremden umlauern, um den weggeworfenen Kern zu erhaschen und vollends abzunagen. Dort sitzt am Rande der Straße unter dem Oleanderbusch eine Bettlerfamilie. Der blinde Mann streckt wortlos die Hand gegen den brausend vorüberziehenden Menschenstrom aus; die Frau, ein nacktes Kind an der Brust, zwei andere auf dem Schooße, ruft mit gellender Stimme abwechselnd die Madonna und die misericordia der Menge an. Längs den Häusern, in Gefahr zertreten zu werden, liegen unkenntliche Gruppen von Schläfern. Es scheinen Haufen von Lumpen, aber es sind Kinder, die meisten wohl heimathlos, die müde vom Laufen, Schauen, Spielen und Hungern sich auf die Steine gebettet haben. Glücklich die, welche zu zweien und dreien den leergewordenen Korb eines Fruchthändlers haben einnehmen dürfen. Die Meisten liegen auf den Stufen und an den Mauern der Madonnenkirche. Sie haben den Platz nicht verlassen wollen, um, wenn nach Mitternacht die Pforten sich öffnen, mit in den bunten, glänzenden Saal eindringen zu können. —

Auf dem Platze vor der Kirche finden die Nachkommen der Lazzaroni auch das Festmahl — falls sie einen Soldo oder

doch zwei Centesimi besitzen. Einer der Pinienzapfen, die da in der heißen Asche geröstet werden, kostet einen Soldo; ebenso ein Stück der Pizza aus Maismehl, ein Näßchen gesalzener Lupinen, ein Polyp oder eine Handvoll sonstiger frutti di mare. Für einen halben Soldo ist ein beträchtliches Häuflein Saubohnen, eine halbe Melone oder ein Gericht warmer maruzze — einer kleinen Schneckenart — zu haben. Mehrere solcher maruzzari sah ich, die des Pinsels eines Niederländers würdig gewesen wären. Der Verkäufer auf einer umgestürzten Tonne vor seinen rauchenden Kesseln sitzend, die eine an einem Stock hängende Laterne überragt; bald ein paar Reiser in das Feuer schiebend, bald mit dem Löffel in der unkenntlichen Brühe herumrührend, bald aus einem Sack eine Handvoll Schnecken dem einen, ein paar Brotrinden dem andern Topf hinzufügend. Im Halbkreise um ihn her hocken auf dem Boden seine Kunden, mehr oder weniger nackte Jungen, welche die auf einem flachen Tellerchen verabreichte Portion ohne Hilfe eines künstlichen Werkzeugs mit derselben Geschwindigkeit vertilgen, mit welcher jener sie austheilt und die 2 Centimes-Stücke einzieht, wobei er mit Falkenaugen darüber wacht, daß jeder Teller in seine Hand zurückkehrt. — Hinter den Schmausenden steht sehnsüchtigen Blickes eine Schaar Anderer, die sich den Luxus eines Soupers für 2 oder 5 Centimes nicht gestatten dürfen. — „Werden wir das auch eines Tages dürfen?“ ist die stumme Frage, die sie an das Schicksal richten.

XI.

Von den Stätten der ewigen Ruhe.

(1875.)

Die Frage nach dem Ursprunge der Katakomben wird wohl am natürlichsten durch die Annahme gelöst, daß die Abgeschiedenheit, Stille und Sicherheit ausgebeuteter oder verlassener Steinbrüche zur Benutzung derselben als Begräbnißplätze aufgefordert haben. So werden die gewaltigen Höhlen und Stollen in der libyschen Bergkette, die den lebenden Aegyptern das Material für Tempel, Denkmäler und Wohnungen geliefert hatten, zur letzten und sichersten Ruhestätte der Todten geworden sein. So haben sich die alten Steinbrüche von Syracus in Katakomben verwandelt, und so werden wir uns auch die Entstehung der römischen und der anderen jetzt zahlreich in Italien entdeckten unterirdischen Begräbnißplätze zu denken haben.

Wer in Neapel die Benutzung des Tuffgesteines betrachtet, auf und an welches die Stadt gebaut ist, kann über jene Entstehung kaum noch einen Zweifel haben. Seit dem Alterthum hat man zu allen Bauten den Tuffstein in Anspruch genommen, dessen leichte Bearbeitung und Dauerhaftigkeit, vereint mit der Leichtigkeit der Gewinnung, ihn unabweislich empfahlen. Denn man brauchte nur an der ersten besten Stelle in den Berg hin-

einzuarbeiten, um dieses Baumaterial in beliebiger Fülle zu finden. So entstanden die zahllosen Einschnitte, Höhlen und Tunnels, wie man sie in den oberen Theilen Neapels auf Schritt und Tritt findet. Die sogenannte Grotta di Posilipo, jetzt ein Neapel mit der Ebene von Agnano und mit Pozzuoli verbindender Tunnel, ist offenbar nicht von vorn herein zu diesem Zwecke angelegt worden, wie ihre bedeutende zwischen 7 und 25 Meter betragende Höhe und die Unregelmäßigkeit der Bearbeitung deutlich zeigen. Andere größere und kleinere Grotten im Posilip dienen als Schänken, Vorrathsräume, Kapellen, und man braucht nur der prächtigen Straße am Berge zu folgen, um zu sehen, wie noch heute Höhlen in dem Gesteine hergestellt werden, um — Wohnungen daraus zu machen.

In Italien mag die Todtenbestattung in derartigen Räumen ursprünglich mehr den griechischen Ansiedlern angehört haben und erst von ihnen auf die Römer übergegangen sein. Wenigstens läßt sich fast überall, wo diese Benutzung schon in der vorchristlichen Zeit sicher ist, bedeutender griechischer Einfluß nachweisen: in Nola, Castellamare, Syracus, Neapel u. a. O. In größerer Ausdehnung fand die Bestattung in diesen unterirdischen Räumen erst in der christlichen Zeit statt, und der den „unterirdischen Ruheplatz" bezeichnende Name „Katakomben" findet sich nicht vor dem 3. Jahrhundert, während daneben noch bis ca. 500 die Namen Cryptae und Arenariae gebräuchlich blieben.

Die Veranlassung für die Christen, sich der Katakomben zu bedienen, war nicht, wie man früher vielfach glaubte, die Nothwendigkeit, sich und ihren Gottesdienst zu verbergen; denn das letztere vermochten sie weniger auffallend in Privatwohnungen zu thun, das erstere wurde erst in den Zeiten der schweren Verfolgungen nöthig, als es schon längst zahlreiche Christengräber, Kapellen und Andachtsstätten in den Katakomben gab.

Ohne Zweifel waren die letzteren anfangs den Christen nichts anderes als ein stiller, möglichst gesicherter Begräbnißplatz, wo die Todten, die man nicht verbrennen wollte, der Auferstehung entgegenschlafen konnten. Unter diesen waren viele der hochverehrten Märtyrer der Kirche, an deren Gräbern die Gemeinde betete, weil man ihrer Fürbitte große Wirkung zuschrieb. Dadurch erst wurden die Katakomben Andachtsstätten; man baute Altäre an den Gräbern der Heiligen, errichtete Kapellen und Kirchen oberhalb derselben und setzte diese zuweilen mit dem unterirdischen Raume in Verbindung, so daß er dadurch zu einer Krypte wurde. Aber alles dies geschah ohne Heimlichkeit bis zum Ausbruch der grausamen Verfolgungen des 3. Jahrhunderts, die sich nun auch auf die Gräber erstreckten. Jetzt erst wurden die Katakomben Zufluchtsorte; ihre Zugänge wurden versteckt, die Zusammenkünfte heimlich abgehalten und ihre Existenz absichtlich in Dunkel gehüllt, bis Constantins Regierung wieder Sicherheit brachte.

Trotzdem hörten die Bestattungen in den Katakomben schon im Anfang des 5., die Andachtsübungen mit der Uebertragung der Heiligengebeine in die Kirchen im 7. und 8. Jahrhundert auf, und die interessanten Stätten fielen der Vergessenheit anheim, aus der erst die Neuzeit sie wieder erweckt hat.

Die Katakomben von Neapel tragen den Namen des heiligen Januarius, des mächtigen Schutzpatrons der Stadt, dessen Gebeine von Puteoli, wo er unter Diocletian hingerichtet worden war, im Jahre 420 hierhergebracht wurden.

Mit der über seiner Grabstätte errichteten Kirche ist ein Hospital für etwa 400 Arme verbunden, die den Namen „Arme des heiligen Januarius“ führen und eine der originellsten Erscheinungen des neapolitanischen Straßenlebens bilden. Man wendet sich behufs Besichtigung der Katakomben an den Pförtner

des Spitals und erhält einen von den Insassen als Führer angewiesen.

Der meinige geleitete mich durch den langen, von zwei nüchternen weißen Gebäuden eingeschlossenen Hof und durch ein Vestibül, welches mit werthvollen, leider zum Theil zerstörten Fresken des Andrea di Salerno geschmückt ist, in die auffallend einfache Kirche. Außer einer vergoldeten Altarstatue des Heiligen und einer Anzahl silberner Blumensträuße findet sich nichts von dem reichen Schmuck italienischer Kirchen. Weißgetünchte Pfeiler mit Halbsäulen tragen eine flache Balkendecke, deren vertiefte Felder mit zum Theil zerrissenen Tapeten gefüllt sind; die Wände sind bläulichweiß und gelbroth bemalt und nur die Eingangswand ist durch eine zweistöckige, durch hohe Messinggitter abgeschlossene Gallerie belebt, durch welche die Kirche mit dem Nonnenkloster in Verbindung steht.

Rechts vom Kircheneingange trat ich durch eine doppelte Thür, die mein Führer sorgsam wieder abschloß, in einen Hofraum, den der grasbewachsene Tufffelsen in Gemeinschaft mit der Kirchenmauer begrenzt. Einige Stufen führen zum Eingange in die Vorhalle der Katakomben, wo der Alte zwei mächtige Handlaternen anzündete und mir die eine derselben in die Hand gab.

Zuerst betraten wir die sogenannte Kapelle des S. Januarius, einen flachgewölbten rechteckigen Raum von etwa 12 Meter Länge und 6 Meter Breite, der nebst einem danebenliegenden Vestibül als der älteste Theil der Katakombe anzusehen ist. In einer apsisartigen Nische der Rückwand befindet sich der roh aus dem Felsen herausgearbeitete Bischofstuhl, vor dem man noch deutlich die Spuren des alten Altars sieht, während jetzt ein jüngerer an der Stelle steht. Unter ihm befand sich der Leib des Heiligen, bis er nach dessen Bischofssitz Benevent gebracht wurde, von wo er 1497 wieder nach Neapel zurückkam,

um seinen Platz im Dome zu erhalten. Gräbernischen an den Seiten weisen schon hier auf die ursprüngliche Bestimmung des Raumes hin, und Freskomalereien an Decke und Wänden zeigen unverkennbar, daß schon vorchristliche Künstler hier thätig waren. Denn an mehreren Stellen ist unter den christlichen Darstellungen der übermalt gewesene heidnische Wandschmuck wieder zum Vorschein gekommen: eine Reihe von Figuren, Festons und Farbenstreifen, die in Motiv und Behandlungsweise ganz den Charakter der pompejanischen tragen.

Den Haupttheil der eigentlichen Begräbnißstätten bildet ein über 70 Meter langer Corridor, an dessen Wänden die Grabnischen sich befinden. Dies sind zum Theil bloße ausgehauene Rechtecke für je eine Leiche, in fünf bis sechs Lagen übereinander, oder Gräberkammern für eine Familie. Zuweilen wölbt sich über der Grabvertiefung noch ein Nischenbogen, der dann meist mit Malereien geschmückt gewesen ist.

Der Corridor hat eine Höhe von über 3 Metern, ist also beträchtlich geräumiger als die Gänge der römischen Katakomben. Er ist von vierzehn Quergängen rechtwinklig durchschnitten, die schmaler und niedriger und zum Theil unvollendet sind, denn in einigen sieht man an der Rückwand eine ringsum laufende Ausmeißelung, ohne daß der betreffende Block herausgesprengt worden ist.

Einer dieser Quergänge führt in einen erweiterten Raum, in dessen Mitte ein seltsamer säulenartiger Stein sich erhebt. Da die Decke des Ganges sehr niedrig war, so ermahnte der grauköpfige Cicerone mich, den Kopf zu senken, und nicht genug damit, so bückte er sich selbst tief nieder, obwohl sein Wachstuchhut noch gut einen halben Fuß Raum über sich hatte.

Der erwähnte Stein trägt in griechischen Buchstaben den Namen Priapos und darunter eine hebräische Inschrift, die diesen Gott als einen schlimmen und Lügengeist bezeichnet.

Die von dem Hauptcorridor nach rechts laufenden Quergänge endigen sämmtlich im natürlichen Gestein. Die auf der linken Seite münden in einen mit dem Hauptgange parallel laufenden Nebengang, in dem die neuesten Ausgrabungen gemacht worden sind. Den Boden bedeckt eine tiefe Schicht vermoderten Staubes; überall stößt der Fuß an Gebeine, und Haufen von Schädeln liegen in den Ecken und den Grabnischen aufgeschichtet. In mehreren Grabkammern, in die man auf sechs bis acht schmalen Stufen hinabsteigt, finden sich gut erhaltene, nur von dem Qualm der Todtenlampen geschwärzte Malereien: entweder Bilder von Heiligen und den Verstorbenen, oder, was weit häufiger ist, symbolische, auf den Glauben bezügliche Darstellungen: so die Erweckung des Lazarus, der gute Hirte, die Taufe u. a.

In eine nur durch ein enges Loch zugängliche Vertiefung sprang ich, da der Führer mir nichts über den Inhalt anzugeben wußte, hinab, doch war nichts weiter zu bemerken, als einige völlig geschwärzte Schädel und ein aus der Asche hervorschauender Theil des Steinsarges. Ich that also dem Alten, der schon besorgte, durch Zulassung dieses Seitensprunges seine Anweisung überschritten zu haben, den Gefallen, sehr bald wieder zum Vorschein zu kommen.

Von hier stiegen wir in das obere, mehrere Meter höher liegende Stockwerk der Katakomben hinauf, in welchem die Anlagen noch weit freier und großartiger sind.

Eine Treppe führt in einen stuckirten Raum, von dessen Malereien und um die Wandkrönung laufenden Inschriften sich nur weniges erhalten hat, darunter einige ausdrucksvolle Bischofsbildnisse.

Zwischen mehreren aus dem Tuff gehauenen Pfeilern und Säulen hindurch tritt man in eine geräumige Halle, die jetzt einen Licht- und Luftschacht nach außen besitzt, ursprünglich

aber geschlossen war und durch zahlreiche Lampen erhellt wurde. Die für dieselben bestimmten viereckigen Löcher in den Wänden sind in großer Zahl vorhanden und sämmtlich am oberen Rande rußgeschwärzt. Der Raum mag als Kirche gedient haben, weshalb auch viele Malereien, aber wenig Grabstätten sich darin befinden. Unter den ersteren ist bemerkenswerth ein Daniel, ein Kind zwischen seinen Eltern, und in einer Nische St. Paulus und St. Laurentius, beide sehr liebevoll behandelt. In der Wölbung eines Chorbogens ist die Spur eines großen Christuskopfes sichtbar.

Eine andere Halle des oberen Stockwerkes ist dafür mit Wandsärgen und schönen Grabnischen ganz angefüllt und mit zahlreichen Malereiresten versehen: symbolischen Rosen, Granatäpfeln, Schafen, Ankern und Darstellungen des Fisches, dessen griechischer Name *ἰχϑύς* die Anfangsbuchstaben der Worte *Ἰησοῦς Χριστός Θεοῦ Υἱός Σωτήρ* — Jesus Christus Gottes Sohn Heiland — enthält und daher ein häufig gebrauchtes Symbol ist.

Malereien von auffallender Zierlichkeit finden sich endlich in einem neben der ersterwähnten Märtyrerkapelle gelegenen Vestibül, in welchem meine Wanderung endigte. Dieser Raum ist 16 Meter lang und durchschnittlich 8 Meter breit und steht durch zwei Thüren mit der Basilika in Verbindung. Er gilt für den ältesten Theil der Katakombe, und Anlage wie Ausschmückung scheinen dies zu bestätigen. Auf Wand wie Decke liegen über den älteren Fresken, die durchaus den Charakter der pompejanischen tragen und dem zweiten oder dritten Jahrhundert angehörten, solche späteren Ursprungs. An der Decke erkennt man in gemalten Rahmen zierliche Hirsche, Löwen, Seepferde und ein Gladiatorenpaar. Von den späteren christlichen Besitzern sind diese heidnischen Darstellungen übermalt und durch zweckmäßigere ersetzt worden, die aber dem Zahn

der Zeit weniger widerstanden und den älteren wieder Platz gemacht haben. Nur ein „Adam mit Eva im Paradiese" ist dicht neben den Fechtern erhalten geblieben.

Ein drittes tiefer liegendes Stockwerk der neapolitanischen Katakomben ist noch nicht zugänglich gemacht worden. Es würde vermuthlich noch interessante Aufschlüsse über eine jüngere Zeit geben, denn gerade hier sind die Beisetzungen bis ins neunte und zehnte Jahrhundert fortgesetzt worden.

Nach der Besichtigung der Katakomben widmete ich noch einige Zeit den übrigen Theilen des großen Hospitals. Es sind mit demselben zwei sogenannte Conservatorien verbunden, Bewahranstalten für erwachsene Mädchen, deren einige Hundert hier beaufsichtigt und beschäftigt werden. Eine Anzahl von ihnen traf ich in der Kirche an, wo sie sich die Zeit bis zum Beginne der Messe mit Plaudern, Lachen und Neckereien verkürzten. Als der Priester erschien, stemmten alle wie auf Verabredung die Arme auf die vor ihnen befindlichen Banklehnen, und mehrere ließen ein aus tiefstem Grunde kommendes Gähnen laut werden, das wohl bis zu dem vergitterten Nonnenchor hinaufgedrungen ist.

Das Kloster, welches einen reizenden romanischen Hof einschließt, hat noch ca. 150 Insassinnen, die auf den Aussterbeetat gesetzt sind, aber vorläufig noch recht munter dreinschauen. In der Vorhalle des Klosters befinden sich die schon erwähnten geistvollen Fresken des Andrea von Salerno, sechs Compositionen auf den beiden Seiten- und der Vorderwand. Sie beziehen sich auf das Martyrium S. Januarii und stellen in naiver, lebenswahrer und treuherzig einfacher Weise seine Verurtheilung durch den römischen Statthalter, das Wunder im Thierzwinger zu Puteoli und an der Magdalenenbrücke und seine Hinrichtung dar.

Als ich aus dem Portale des Hospitals trat, sah ich meinen

Führer mit dem Pförtner und einem Dritten im Bunde beim Kartenspiel sitzen. Er ließ zwischen mir und einem Häufchen kupferner Soldi, das vor ihm lag, einen so befriedigten Blick hin und her gehen, als hätte er den Gewinn seines Ciceronethums bereits zur Grundlage einer Capitalsansammlung gemacht.

Vor dem Thore saßen auf den Steinsitzen die frostigen eingeschrumpften Gestalten der Spital-Insassen, in den blauen Mänteln und den Sonnenstrahlen sich wärmend und wohl an die Zeit denkend, da es ihnen nicht mehr kalt sein werde.

Heute brauchen die Begräbnißstätten sich nicht mehr in dunkler Abgeschiedenheit zu verbergen; sie befinden sich in Italien häufig sogar an hervorragend augenfälligen und schön gelegenen Punkten und wetteifern an Glanz mit den Wohnungen der Lebenden.

In einem Lande, wo die Natur den Sinn für Schönheit bei jedem Einzelnen so geweckt und entwickelt hat, wie hier, daß man oft erstaunt ist, bei den niedrigsten Verrichtungen, an den unscheinbarsten Gegenständen des täglichen Gebrauchs und Verkehrs jenen Sinn bethätigt zu finden, ist es nicht mehr erstaunlich, wenn man ihn auch auf die Grabstätten erstreckt sieht. Die öffentlichen Begräbnißplätze sind — allerdings nicht ohne Ausnahmen — im Gegensatz zum größten Theile der Behausungen der Lebenden Stätten eines wahren Cultus der Sauberkeit, Zierlichkeit, ja Eleganz und des guten Geschmackes. Die Sorgfalt, die man dem Lebenden oft hat mangeln lassen, wird seiner Grabstätte in einem Grade zugewendet, der oft seine letzte Ruhestätte unvergleichlich schöner ausstattet, als wohl vorher je seine Behausung gewesen ist.

Von dem großen Campo Santo Neapels, der einzig in seiner Art ist, will ich hier nicht erzählen. Nur im Vorbeigehen, so wie ich selbst dahin gekommen bin, will ich den Leser

einen Blick auf den Gottesacker eines bescheidenen Landstädtchens am Fuße des Vesuvs werfen lassen.

Ich durchwanderte am Morgen eines Septembersonntags die Straßen von Torre del Greco, fand die zahlreichen Kirchen und Capellen mit Andächtigen gefüllt, die Tische vor den Cafés und Osterieen noch mehr besetzt und schlug zwischen hohen Gartenmauern hin den Weg zum Meere ein. Unerwartet stand ich vor einem hohen Gitterthore, durch das ich in einen wohlgepflegten Garten hineinsah. Eingetreten, wandte ich mich an einen Priester, der mir auf dem breiten Kieswege entgegenkam, mit der Frage nach dem Namen des Besitzers. Verwundert schaute der Kuttenmann mich an und erwiderte, daß wir uns auf dem „Campo Santo" befänden. Jetzt erst sah ich mich aufmerksamer um und bemerkte in der That einige Grabsteine, die aber zwischen Blumenbeeten kaum sichtbar waren.

Der vordere Theil des Kirchhofes, in den ich eingetreten war, bildete eine Art Eirund, durchschnitten von dem Hauptwege, umschlossen von einer hohen weißen Mauer, und der Eingangsthür gegenüber durch ein pylonenartiges Gebäude begrenzt, welches den Eingang zu der zweiten größeren Abtheilung des Friedhofes bildete. Die von vier Säulen gebildete Durchgangshalle war mit schwarzen Vorhängen drapirt. An die beiden Pylonen schlossen sich als flügelartige Fortsetzungen zwei bis zur Umfassungsmauer reichende simsgekrönte Wände, deren Nischen, durch Marmortafeln geschlossen, die Särge enthalten mochten.

Auf diesen Tafeln fand ich die Grabschriften, deren charakteristische Fassung mich bewogen hat, sie zum Gegenstande einer kurzen Skizze zu machen. Es ist hier zu der Namensangabe des Bestatteten nicht bloß eine conventionelle Formel oder eine Bibelstelle hinzugesetzt worden, sondern es spricht sich offen und warm das volle Gefühl auf dem Steine aus. Eine wahre

Poesie liegt in vielen dieser Gedenkworte; eine Phantasie und eine farbenreiche Sprache äußert sich in diesen Zeilen, die uns den ganzen expansiven Charakter des Südländers vor Augen stellt. Religiöse Ueberzeugung, christliches Gefühl, Glaube an Auferstehung und Wiedersehen sind fast überall ausgesprochen, und es läßt sich nicht leugnen, daß ein Bewußtsein dieser Art die Ruhestätte der Todten mit anderen Augen betrachten lehrt, als wenn man die dort Gebetteten auf ewig entrissen glaubt.

Ich setze einige auf den erwähnten Nischen gefundene Inschriften hierher, die auf Angehörige der besseren Familien des kleinen Ortes sich beziehen mögen. So ist der Name Brancaccio in den beiden folgenden Inschriften der einer weitverzweigten und angesehenen Familie. In der ersten heißt es:

Frommer Besucher dieser hehren Ruhestätte,
Bitte für die Seele des Giovanni Vincenzo Brancaccio,
Dessen Vergängliches, in diesem Grabe gesammelt,
Sich vermischen wird, wann Gott will,
Mit dem seiner Lieben,
Während ihre Seelen sich vereinen werden im Himmel.

Die zweite drückt den Tod eines jungen Mädchens in einem zarten Bilde aus:

Giannina, Tochter von Stefano Brancaccio,
Liebwerthes Mädchen von 18 Jahren,
Ueber welche die Ihren zum ersten Mal weinten
Am Abend des 6. Januar 1861,
Als sie entschwebte, um verschönert zu werden
Unter dem Chore der himmlischen Jungfraun.

An alte römische Sitte erinnert das durchweg beobachtete Princip, die Ausdrücke „Tod" und „Sterben" zu vermeiden und euphemistisch zu umschreiben. Der Reichthum der Sprache an schönen poetischen Wendungen und das feine Gefühl dafür haben bewirkt, daß man auch hierin eine reiche und rührende

Mannigfaltigkeit findet. Mehrfach gebraucht ist das Bild des Entfliehens von der Erde. Von zwei im zartesten Alter gestorbenen Kindern heißt es: „Sie flogen gen Himmel", und ähnlich bei einem zweijährigen Mädchen, dem die Eltern nachrufen:

Angioletta, wenn Du Dich freust im Kreise des Herrn,
Gedenke auch Deiner trauernden Eltern!

Die Auffassung der Erde als eines fremden Landes, des Jenseits als der eigentlichen Heimath, des Erdenlebens als einer Pilgerfahrt, des Todes als einer Rückkehr in die Heimath ist vielfach sichtbar; und doch sind es so feste Bande gewesen, die den Entschlafenen mit den Zurückgebliebenen verknüpften und deren Zerreißung den Schmerz hervorgerufen hat, der sich so wahr ausspricht!

Welche Zärtlichkeit der Eltern für ihren Liebling spricht aus den wenigen Worten der folgenden Grabschrift:

Ihrem Kinde von 21 Monaten,
Andrea Carbone,
Ihrem Schatz,
Ihrem Herzen,
Gabriel der Vater, Ernesta die Mutter,
Mit Blumen und Thränen.

Die schwarz drapirte Porticus durchschreitend, betrat ich die zweite größere Abtheilung des Friedhofes, die mehr für die Besitzlosen bestimmt schien. Wenigstens zogen sich hier zu beiden Seiten des Hauptweges Reihen von Hügeln hin, die kaum von einander gesondert und durch nichts als ein hölzernes Kreuz mit dem Namen, viele sogar nur mit einer Nummer, bezeichnet waren. In der Mitte stand eine Kapelle mit dorischer schmuckloser Vorhalle, über deren Giebel sich noch ein zweiter mit einem Kreuz geschmückter erhob, und deren hintere Cella nach der Aufschrift als Begräbnißstätte der Geistlichen diente.

Auch dieser Theil war wohlgepflegt. Cypressen, Pinien und Oleander beschatteten die Grabhügel und ließen nur hier und da den Sonnenstrahlen freien Spielraum. Leise zwitscherten die Vögel in den Zweigen, von fern her tönte eine Glocke, die flinken Eidechsen huschten an der weißen Mauer auf und ab. Ueber dieselbe hinweg reichte das Auge zum nahen Vesuv und zum glänzenden Spiegel des Meeres, zwischen denen der Ort und der Friedhof weithin sichtbar liegen.

Von den Inschriften, die sich auch hier auf einigen Gedenktafeln und Monumenten fanden, schienen mir folgende der Aufbewahrung werth. Auch in ihnen sind schöne Umschreibungen für die bittere Nothwendigkeit des Sterbens angewendet. Einer jüngeren Schwester hat der Bruder ein Denkmal gesetzt mit den schönen Worten:

Margherita Balbi.
Schimmernde Blüthe der Frömmigkeit und
jungfräulichen Reinheit.
Geboren in der irdischen Fremde am ....
Um sie unbefleckt zu erhalten,
Hat die ewige Liebe
Sie in den Himmel verpflanzt.

Derselbe zarte Vergleich mit einer Blume findet sich auf dem Grabe zweier Mädchen von zwei und sieben Jahren, die neben ihrem der „asiatischen Krankheit" zum Opfer gefallenen fünfzehnjährigen Bruder bestattet sind und anscheinend einer ausländischen Familie angehören. Auf dem kostbaren, mit einer Büste geschmückten Denkmale des Knaben steht geschrieben: „er ward entrissen der Liebe der Seinen"; der gemeinsame Stein der beiden Schwestern trägt die Worte:

Arme duftige Blumen,
Ihr wurdet gebrochen in der Entfaltung,
Weil Gott Euch wollte
Unter seinen Engeln.

Anderswo finden sich die Ausdrücke: „Er kehrte in das himmlische Vaterland zurück", „gab dem Herrn seine Seele wieder", „entschlief den Schlaf der Gerechten".

Aehnlich in der Charakterisirung und zugleich selbst charakteristisch durch die Schlußwendung ist das folgende:

Vincenzo Lombardi,
Mann von muthigem Herzen,
unbescholtener und gottesfürchtiger Advocat,
voll Sorge für das Vaterland,
voll heißer Liebe für seine Familie,
Liebling aller, nur nicht des Glücks.

Von den wortreicheren, um nicht zu sagen redseligeren, in denen sich zuweilen die ganze südliche Redelust äußert, setze ich nur eine hierher:

Bartolomeo und Maria Raffaela
Mazza.
Der Erde entrissen im zartesten Alter,
Um in den Himmel aufgenommen zu werden.
Mattia und Grazia M. Borrelli,
Die liebenden Eltern,
Zwischen dem Schmerz, den die Natur erweckt,
Und der Freude, welche die Religion einflößt,
Getheilt, setzten dieses Grabmal
Zum Zeichen ewigen Angedenkens.

Ganz altrömischen Charakter tragen einige lateinische Inschriften, in denen die Verstorbenen nach dem Namen der alten einst an dieser Stelle befindlich gewesenen Stadt „Herculanenser" genannt und vorzüglich ihre bürgerlichen Tugenden unter Aufzählung der von ihnen bekleideten Gemeindeämter hervorgehoben werden.

Ich schließe mit einer schönen Grabschrift, die von deutschen Eltern ihrer vermuthlich auf der Reise verstorbenen

Tochter gewidmet worden ist. In italienischer Sprache und mit der ganzen italienischen Rückhaltlosigkeit ist der Schmerz des deutschen Herzens um die entrissene Zierde des Hauses darin ausgedrückt:

Ruhestätte
von Josephine König,
achtzehn Jahre alt.
Ein Kind so gut wie anmuthsvoll;
Ihre Wiege stand in Neapel.
Aber da die Erde ihrer nicht werth,
Verlangte der Himmel sie bald zurück.
Der Vater Leopold und Julia die Mutter
Ließen hier all' ihr Gut und ihre Freude.
Sie brachten in das Vaterland allein zurück
Thränen und Trauer.

XII.

Kloster Camaldoli bei Neapel.

(1875.)

Die Klostergeistlichkeit in Italien hat es von alters verstanden, unter der Fülle entzückender Punkte die entzückendsten für Gründung ihrer Heimstätten herauszusuchen und zu finden. Die meisten Klöster, soweit sie nicht in den Städten des flachen Landes liegen, haben eine so herrliche Lage, daß sie zu den Hauptanziehungspunkten für die Reisenden wie für die Ausflüge der einheimischen Städter gehören und jedem Besucher sich der Gedanke aufdrängen muß, daß in dem Genusse eines solchen Aufenthaltsortes ein nicht gering anzuschlagender Ersatz für so manche den frommen Bewohnern auferlegte Entbehrung liegen konnte.

Meist sind es weithin sichtbare Bergspitzen und isolirte Anhöhen mit weitem Aussichtsfelde, auf denen die heiligen Stätten gegründet worden sind. Mit Vorliebe scheinen die Mönche erhabene Punkte unweit der Küste ausgewählt zu haben, von denen aus der Blick über die stets den Gedanken Nahrung gebende Meeresfläche und die schönen Küstenlinien mit ihren schimmernden Ortschaften und lieblichen Meerbusen hinschweift. Was die Besitznahme dieser Höhen durch weltliche Nieder-

lassungen, durch Ortschaften, Burgen oder Schlösser der Großen hinderte, nämlich die Einsamkeit, die Abgelegenheit von den Verkehrsstraßen und die Schwierigkeit des Zuganges, war für die, welche die Abgeschiedenheit suchten, kein Hinderniß. Im Gegentheil mußte der einsamste und abgeschiedenste Ort die Einsiedler am meisten anziehen.

An solch einsamer, schwer zugänglicher Stätte thront auf dem steilen Ausläufer eines Tuffberges, zwei Miglien westlich von Neapel und ebensoweit vom Meere entfernt, das viel gepriesene Kloster Camaldoli. Von den einst sehr zahlreichen Klöstern des Camaldulenserordens liegen unweit Neapels noch zwei desselben Namens: das eine ein jetzt leer stehendes Nonnenkloster am Vesuv, das andere bei Sorrent. Durch eine unbeschreiblich schöne Lage aber ausgezeichnet ist das ersterwähnte, welches die ganze landschaftlich, historisch und geologisch so interessante Ebene im Westen Neapels beherrscht.

Der Bergrücken, auf dessen äußerster nach Süden und der Küste zu sich vorstreckender Spitze die Klostergebäude sich erheben, fällt nach vorn und zu beiden Seiten 400 Meter tief ab und hängt nur rückwärts mit dem Bergzuge des Vomero zusammen. Durch eine Einsattelung zwischen beiden führt in einer eine Stunde langen bewaldeten Schlucht ansteigend der einzige Weg von Neapel nach dem Kloster. Anfangs zwischen cactusbewachsenen Gartenmauern, dann zwischen vom Regen zerwaschenen bedrohlich überhängenden Erdwänden schlängelt er sich aufwärts; Buschwerk und Baumpflanzungen begrenzen ihn, so daß nur seltene Sonnenstrahlen hineinfallen, und nur hie und da zeigt ein verfallener Mauerrest oder ein die unterwaschenen Baumwurzeln stützender Pfeiler Spuren menschlicher Thätigkeit. Der Weg selber ist so ganz ursprünglich und von der ebnenden Hand unberührt, daß jeder Regenstrom seine Beschaffenheit verändert. Oft weckt der Schritt des Wanderers einen dumpfen

Widerhall, wenn er den nackten Tuffstein trifft, und gähnende Oeffnungen lassen einen Blick in die dunkle Tiefe der den Berg durchziehenden Katakomben thun.

An schönen Sommertagen pflegt der Weg selten leer zu werden von den Eselkarawanen, welche die Fremden auf dem wenigstens für Damen allzu schwer zu begehenden Pfade dem Kloster zuführen. Der kühle Waldesschatten lockt dann Viele an und läßt sowohl den Sonnenbrand auf der hierher führenden Chaussee wie die Unsicherheit der Gegend vergessen. Hier war es, wenn ich nicht irre, wo unser Mommsen seiner Zeit von einigen Strolchen um seine Börse gebeten wurde und auch ein anderer mir bekannter deutscher Professor in ähnliche Verlegenheit kam.

An dem Februarmorgen, den ich zu einem erneuten Besuch in der Klostereinsamkeit ausgewählt hatte, war der Weg völlig einsam. Die ersten Veilchen und Erdbeerblüthen standen am Wege, die violette Blume des Sinngrüns senkte das von Thautropfen beschwerte Köpfchen. Selbst vereinzelte Apfel- und Mandelblüthen waren schon hervorgebrochen und hatten den Frost der Nacht glücklich überstanden.

Am Ausgange der Schlucht liegt eine Gruppe schmutziger Häuser, die Gemeinde „Nazareth", wohl aus einer ehemaligen Dependenz des Klosters entstanden. Hinter den blinden Fensterscheiben ließen sich einige schmutzige Kindergesichter sehen; ein altersschwacher Hofhund bellte mich mit trauriger Stimme an; an eine Mauer gelehnt stand ein blödsinniger Bettler, der seine aus den Lumpen hervorschauenden Glieder in der Sonne wärmte; ein Bild des tiefsten Jammers. —

Jenseit des Ortes steigt ein schmaler Fußpfad noch etwa zehn Minuten weit an, dann stehen wir vor der Pforte des Klosters.

Eine hier angebrachte Tafel mit den vom „Intendanten"

unterzeichneten Worten „Verbotener Eintritt“ hindert uns nicht, den Thürklopfer in Bewegung zu setzen, da wir den Verlauf des jetzt beginnenden herkömmlichen Auftritts schon kennen.

Drinnen schlägt ein Hund an; man hört Schlüsselklirren und schlürfende Tritte auf dem Steinboden. Der Schieber des in dem Thore befindlichen Ausguckfensters wird zurückgeschoben, der Pförtner mustert uns scheinbar erstaunt und erklärt mit Hinweis auf den Anschlag sein Bedauern, uns nicht einlassen zu können. Wir appelliren an seine Gefälligkeit gegenüber fremden Reisenden, die weither gekommen sind zu dem einzigen Zwecke, das berühmte Kloster zu sehen und bitten um die „Gunst“, heute eine Ausnahme zu machen. Er zögert noch einen Augenblick, um die Schwere seines inneren Kampfes in das rechte Licht zu stellen und die gewährte Gunst als einer klingenden Anerkennung würdig erscheinen zu lassen — dann öffnet sich knarrend die schwere Thür, und wir stehen in der gewölbten Vorhalle. Verwischte Malereien decken die Wände der einen Seite; die andere öffnet sich auf einen kleinen Garten.

Ueber einen weiten Hof gelangen wir zum Eingange in den eigentlichen Klostergarten, der auf der einen Seite durch eine Mauer und die anstoßende Kirche abgeschlossen, an den drei anderen durch die steil abfallenden Wände der Terrasse isolirt ist.

Unbewußt richtet sich der Schritt des Eingetretenen sofort nach der Südspitze des Plateaus, wo eine ehrwürdige halbkreisförmige Steinbank und hart am Rande, von hohen Bäumen beschattet, ein paar Holzbänke zum Niederlassen einladen. Von hier nun öffnet sich ein Blick, der auf der Erde schwer seines Gleichen finden wird. Ich will nicht versuchen, ihn zu schildern, da ich meinen Lesern statt der Bilder doch nur Namen geben geben könnte. Klangreich zwar sind sie alle, die Orte, über

welche das entzückte Auge hinschweift: Capri, Ischia, Misenum, Bajae, der Vesuv mit seinem Städtekranze, Neapel selber, Caserta und in duftiger Ferne Gaëta und selbst Terracina in den pontinischen Sümpfen. Aber wer fühlt bei diesen Namen mehr als unbestimmte Sehnsucht, wenn sie ihm nicht Erinnerung an Gesehenes erwecken können! Seume erklärt diesen Erdenfleck für den schönsten, den er gesehen, und setzt hinzu, daß, wenn er irgendwo sich als Einsiedler niederlassen wollte, es nur hier sein würde. Und wahrlich, man fühlt etwas wie Neid gegen die schweigsamen Mönche, die diesen Genuß nicht stundenweise, wie andere Sterbliche, sondern lebenslang ihr eigen nennen können.

Vorzüglich schön ist die Aussicht am Abend, wenn die am Cap der Circe untergehende Sonne den Vesuv, die nahen Waldhöhen und die Paläste Neapels vergoldet, ein duftiger Schleier über dem Meere liegt und die Inseln und der ferne Horizont die dem Süden eigene rosige Färbung zeigen.

Ich war mit meinem Begleiter in einer Erörterung darüber begriffen, ob man den zwischen Puteoli und Bajae gelegenen Monte Nuovo von unserem Standpunkte aus sehen könne, als einer der vier Mönche, die noch hier oben hausen, mit freundlichem Gruße zu uns trat und sogleich die gewünschte Auskunft gab. Er benannte eine lange Reihe von Orten, die am Fuße der schneebedeckten Apenninkette sich hinziehen, und wies uns eine Inselgruppe, die trotz der Entfernung von 90 Miglien, d. i. 18 geogr. Meilen, in westlicher Richtung deutlich sichtbar war. Es sind die Ponza-Inseln, wo Julia Livilla, die Tochter des Germanicus, vor ihr Julia, die berüchtigte Tochter des Augustus, in der Verbannung lebten, der letzteren ehrgeizige Tochter Agrippina durch Hunger starb und Tiberius seinen Großneffen Nero umbringen ließ, dessen Bruder Drusus in den tiefen Kerkern des Palatiums verschmachten mußte. — Aber

weg für heute mit den Gedanken an die Gräuel, welche dieses Paradies dereinst gesehen hat! Bring uns Wein, ehrwürdiger Bruder, und stoße mit uns an auf Italia, die schöne, die uns würdigt, ihrer Reize volles Maß zu schauen.

Rother „Vino di Camaldoli", Brot, Feigen und Orangen waren bald herbeigeschafft, zwei grobe Servietten wurden über einen Holztisch gebreitet, und wir hielten im Freien ein köstliches Mahl. Der besagte Tisch bildete nebst einigen Binsenstühlen und einem Bücherbrett die gesammte bewegliche Ausstattung eines schmucklosen Raumes, wie er den Insassen als Behausung dient. Zwei Reihen niedriger Backsteinhütten von je 12 Schritt Länge und 8 Schritt Breite, jede von der anderen durch einen kleinen Garten getrennt, den außerdem zwei Mauern abschließen, nehmen den größeren Theil des Klostergebiets ein. Jedes Häuschen, das nur nach dem zugehörigen Garten hinaus zwei Fenster hat, zerfällt in vier Räume von nicht mehr als je 20 Quadratschritten, die als Küche, Arbeits-, Schlafzimmer und Kapelle dienen. In der ersteren sieht man auf dem Herd einige Koch- und Waschgeschirre, in der Ecke einen Haufen Brennholz und Reisig; im zweiten und dritten außer dem Tisch und dem höchst bescheidenen Lager je ein Heiligenbild; in der Kapelle endlich auf dem Altar ein rohes Crucifix auf der abgenutzten Decke, ein verräuchertes Bild und ein paar verstaubte Sträuße künstlicher Blumen. In dem verschlossenen Wandschrank mochten einige Erbauungsbücher stehen; das war der irdische Besitz unseres Klausners.

Gelegenheit zum schweigsam-beschaulichen Leben, welches die strenge Regel der Camaldulenser erheischt, ist damit gegeben. Das Gärtchen, welches jeder Bruder neben seiner Hütte hat, bietet ihm die Möglichkeit körperlicher Bewegung und des Aufenthalts im Freien ohne Berührung mit einem Anderen. Ein in jedem Gärtchen befindlicher Brunnen und eine Stein-

bank im Schatten der Mauer oder eines Lorbeers vervollständigen das Inventar.

Die vier nach der Aufhebung des Klosters noch zurückgebliebenen Mönche leben, wie uns der uns Gesellschaft leistende mittheilte, nach der von dem Stifter Romuald im 11. Jahrhundert festgesetzten Regel. Dieselbe verlangt einsame Andacht, Schweigen und strenge Mäßigkeit. Nur bei den Kirchenandachten, die sie siebenmal täglich halten müssen, kommen die Brüder zusammen; nur selten reden sie miteinander. Das Mittagsmahl besteht Tag für Tag aus Maccheroni, Kräuter-Suppe und Eiern, deren Zubereitungsart wechseln darf. Fleisch ist ausgeschlossen; an Wein erhält jeder $1/2$ Liter; das Abendessen darf nur aus den Resten des Mittagsmahls bestehen, zu welchem letzteren im Winter Gemüse hinzutreten kann. Eine Stunde nach Mitternacht geht man schlafen, um bereits um 2 Uhr behufs der Frühmesse wieder aufzustehen; höchstens sieben Stunden Schlaf sind während des ganzen Tages gestattet.

36 Jahre hat der Alte, der jetzt den Fremdendienst versieht, in diesen Mauern zugebracht. Seiner Versicherung, daß er sich stets wohl befunden habe, schenkt man gern Glauben, wenn man das frische, rothe, vom weißen Bart umrahmte Gesicht anschaut, welches aus der Capuze der langen weißen Wollkutte hervorblickt; kaum daß die rothe Glatze auf seine 67 Jahre schließen läßt.

Die Regierung zahlt den wenigen auf ihr eigenes Ersuchen im Besitz der alten Behausung Gelassenen monatlich 20 Franken; im Uebrigen sind sie auf die Gaben fremder Besucher, die ein freiwilliges Eintrittsgeld bezahlen oder eine Erfrischung einnehmen, und auf Einnahmen aus gelesenen Messen angewiesen. Den Dienst der Kirche führen sie freiwillig und ohne Entgelt fort, um nicht andere Seelsorger durch die Regierung hier eingesetzt zu sehen. Sonntags ist ihr Gottes-

dienst ziemlich besucht, indem die Landleute der Umgegend aus alter Anhänglichkeit zahlreich heraufkommen; im Ganzen mag das Leben eintönig genug sein, besonders, da auch die Bibliothek als Staatseigenthum in Beschlag genommen worden ist.

Wie bald wird auch hier jede Spur der jahrhundertelangen Besitzer verschwunden sein!

XIII.

Die phlegräischen Felder.

(1875.)

Im Westen von Neapel dehnt sich bis zum Vorgebirge Misenum und der Stätte des uralten Cumae ein von kahlen Bergkuppen, Kraterrändern und vulkanischen Seen unterbrochenes Küstenland aus, das durch die Fülle seiner historischen und poetischen Erinnerungen einen fast weihevollen Eindruck hervorbringt. Die Malaria, diese wie eine Rachegöttin der Vernachlässigung der Bodencultur folgende Vergiftung der Atmosphäre hat die Gegend verödet; nur vereinzelte Höfe, auch diese in der schlimmsten Jahreszeit von ihren Bewohnern verlassen, unterbrechen die menschenleeren Wegstrecken, und die Felder und die Weingärten, welche einen Theil des vulkanischen Bodens bedecken, scheinen ebenso wie die Piniengehölze und das Myrtengestrüpp sich selbst überlassen zu sein.

Wiewohl es gemischte Gefühle sind, mit denen ich diese Gegend wiederholt durchstreife, so scheint mir kaum irgendwo anders der Geist des Alterthums und vorzüglich der alten epischen Poesie so deutlich, ich möchte sagen, so unmittelbar zu reden wie hier. Wenn man, wohin sich das Auge wendet, Tempel- und Säulenreste hervorragen sieht, wenn auf Schritt und Tritt der Fuß an altes Gemäuer stößt, dem nachzugraben

Niemand der Mühe werth findet, wenn die Hacke des Landmannes hier Gemmen und Münzen, dort ein Stück Marmorbekleidung, Mosaik oder eine Graburne bloßlegt, ohne daß auf Ausbeutung dieser Schätze Bedacht genommen wird, so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, auch hier eine geregelte Ausgrabung ins Werk gesetzt zu sehen. — Auf der anderen Seite aber hat die einsame Oede dieser erinnerungsreichen Stätte einen Reiz, den man nicht durch geschäftiges Treiben gestört sehen möchte. Noch ist es an dieser Stätte leicht, sich in die vergangenen Zeiten zu versetzen; nichts Triviales in Anblick, Laut und Thätigkeit stört den Geist, der die poetisch verherrlichten Bilder des Alterthums vor sich aufsteigen läßt. Hier liegt und steht Alles, wie es das Alterthum verlassen: nicht im Einzelnen, wie in Pompeji, sondern im Geist des Ganzen, der aus Thaten und Zuständen redet. Nicht Menschenhände, nur Natur und Zeit haben hier gewaltet und Veränderungen hervorgebracht. Vulcanische und neptunische Revolutionen haben Gebäude ins Meer versinken, Berge und Seen entstehen lassen; Mauern und Gräber sind in den Staub versunken, aber allerwärts ragen noch Wahrzeichen hervor, die schweigend an die große und schöne Vergangenheit erinnern.

Mein Hauptziel war heute — an einem Januartage mit 18° R. — der Avernersee schaurig-virgilischen Angedenkens und die Gegend um Cumae, in der ich einem künstlerischen Freunde, der zeichnen wollte, als Führer dienen konnte.

Der Rotte von Führern und Bettlern, die, zuweilen beides in einer Person, uns am Thore von Pozzuoli überfielen und den im schnellen Trabe fahrenden Wagen wie eine Meute durch den ganzen Ort begleiteten, glücklich entronnen, schlugen wir den Fahrweg am Ufer des reizenden Puteolanergolfes ein und befanden uns bald in vollkommener Einsamkeit. Leise spülten zur Linken die blauen Wellen auf den dunkeln Aschensand und

hüpften empor an den gebrochenen Säulen eines versunkenen Neptuntempels. Zur Rechten streifte der Blick über die hellfarbigen, mit gelblichem und grünem Gestrüpp bewachsenen Tuff- und Erdhügel bis zu den rebenbedeckten Abhängen des Kraters von Astroni und des Monte Barbaro. Farbenprächtige Landhäuser lagen hier einst in Orangengärten versteckt; eine gewaltige Brücke, von Caligula angelegt, spannte sich über den trefflichen, eine Miglie breiten Hafen, in welchem Hunderte von ägyptischen und spanischen Schiffen ankerten.

Mit besonderer Vorliebe hielt sich Nero hier auf. Lucullus besaß unweit des Strandes eine mit fabelhaftem Luxus ausgestattete Villa, und Cicero schrieb hier seine Quaestiones academicae.

Bei der Wegtheilung dicht vor dem Monte nuovo schlagen wir die nach rechts ansteigende Straße ein, den Küstenweg verlassend, welcher zwischen dem Golf und dem Lucrinersee weiter zu den Ruinen von Bajä führt. Zur Rechten haben wir den abschüssigen Kraterrand des Monte Barbaro, zur Linken den mit Reihen von Pinien gezierten Monte nuovo.

Der letztere verdankt Namen und Entstehung einer Katastrophe, welche diese ganze Gegend verändert hat. Am 28. September 1538 wurde der Erdboden an der Stelle des Dorfes Trepergole durch vulcanische Kraft gehoben, während gleichzeitig das Meer bei Pozzuoli und Bajae um 300 Meter zurückwich. Die Erde barst und warf Ströme von Wasser und Bimsstein aus. Feuer brach hervor und machte auf einige Zeit den Namen der „phlegräischen" Felder wieder zur Wahrheit, und im Laufe von sechs Tagen erhob sich der aus Bimssteinstoff und Lavaschlacken bestehende 180 Meter hohe Berg, der einen tiefen Krater umschließt.

Auch die Ebene zwischen ihm und dem Monte Barbaro hob sich ein wenig, Erdspalten bildend und Wasserdämpfe aus-

hauchend, und die bereits halb versunkenen antiken Ruinen wurden vollends in der Asche begraben. Dank den vulcanischen Massen ist hier der Boden ein so fruchtbarer geworden, daß ein ununterbrochenes Weingelände sich bis in die Feldmarken von Cumae hinzieht. Zu beiden Seiten unseres Weges sahen wir Reben an Reben, theils bloß an Schilfrohr und Zweige gestützt, theils in anmuthigen Bogen von Baum zu Baum geschwungen, jetzt ohne Laub, aber schon in der südlichen Sonne Frühling athmend.

Noch wenige Minuten, und wir erblicken tief unten den düsteren Spiegel des Avernersees. Ein kreisrunder Kraterrand schließt ihn ein, mit fahlem Weiden- und Lorbeergebüsch, vereinzelten Eichen und Kastanien bedeckt. Schilfrohr und Binsen umkränzen ihn, uralte Gemäuer und Höhleneingänge schauen auf das schweigende Gewässer hinab. Todbringend für das Gevögel der Luft ist seine Nähe nicht mehr; ich sah einige Wasservögel über den See hinstreichen und auch einen Fisch sich emporschnellen. Aber die von keinem Laut unterbrochene Stille, die kahle Oede, das Brüten der Sonne in dem rings umschlossenen Kessel rief die wirksamste Erinnerung an den unheimlichen Ruf hervor, den die Alten von Homer bis auf Virgil an diese Stelle knüpften. Hier war der Eingang zur Unterwelt, hier das Todtenorakel des Tiresias und die Grotte der cumäischen Sibylle. Den undurchdringlichen Wald, welcher die Höhleneingänge verdeckte, ließ erst Agrippa lichten; aber noch lange dauerte die geheimnißvolle Verehrung fort, welche durch des Aeneas Erlebnisse geheiligt war und durch Dante wieder belebt wurde.

Hierher gelangte das Schiff des Odysseus am Abend des Tages, an welchem er das Gestade der Zauberin Circe verlassen hatte. „Die Grenze des tiefströmenden Okeanos", nennt es Homer, „wo die Kimmerier hausen, von Wolken und Nebel eingehüllt, auf welche

Nimmer mit glänzenden Strahlen die Blicke Gott Helios wendet,
Weder wenn auf- er steigt am sternenbesäeten Himmel,
Noch wenn er wieder zur Erde herab vom Himmel sich wendet,
Sondern entsetzliches Dunkel bedeckt die verkümmerten Menschen."

Soweit man der Dichtung eine topographische Grundlage zugestehen will, kann nach dem Zusammenhange mit den anderen von Homer erwähnten Oertlichkeiten hier nur die Stelle des Lacus Avernus in Betracht kommen. Eine Tagefahrt nach Nordwesten liegt das noch heute so genannte Cap der Circe; bei Misenum oder Capri hat man sich die Inseln der Sirenen zu denken, zu welchen der göttliche Dulder bald nachher auf der Fahrt nach Sicilien gelangt, und daß die Sonne weder beim Auf- noch beim Niedergang in das ringsumschlossene Thal hineindringen kann, lehrt der Augenschein. Dichte Waldung, vulcanische Erscheinungen, Dämpfe und verderbliche Ausdünstungen mögen im Uebrigen die Gegend als lebensfeindlich haben erscheinen lassen.

Einen Besuch in der feuchten ca. 300 Meter langen „Grotte der Sibylle" auf später verschiebend setzten wir unsern Weg nach Cumae fort. Die Abhänge eines Bergeinschnittes jenseit des Sees zeigen mehrfach Ruinen und Gräberreste. Ueppig wuchern hier in der schattigen Kühle Schlingpflanzen, Akanthus und Schilfgras, während Epheu die Mauerreste bedeckt und in dichten Ranken über einen imposanten römischen Thorbogen herabhängt, welcher den Bergeinschnitt überspannt und den einzigen Zugang zur Ebene von Cumae auf dieser Seite bildet.

Staunend steht man vor diesen Werken der römischen Ziegelbaukunst, die durch nichts verrathen, daß zwei Jahrtausende über sie hinweggegangen sind. Es sind die flachen breiten

Ziegelsteine, durch einen schier unzerstörbaren Mörtel verbunden, aus denen der Bogen aufgeführt ist. Die ca. 19 Meter hohe Wölbung trägt mit unveränderter Leichtigkeit eine gewaltige Last von zerfallenem Mauerwerk, das wohl von einem Aquäduct herrührt und noch Raum und Material genug geboten hat, um ein paar elende Hütten hineinzukleben, aus denen die verdächtigen Bewohner auf uns verdächtige Forestieri herablugten. Tadellos sind die Ziegellagen im Innern des Bogens, tadellos ist die Rundung des Gewölbes, tadellos und unverrückt das ehrwürdige Lavapflaster.

Die alte Straße, an den polygonen Steinen kenntlich, hat genau die Richtung auf den Burgfelsen von Cumae. Der heutige elende Fahrweg, der unserem neapolitanischen Kutscher Besorgnisse für Roß und Gefährt einflößte, wendet sich bald jenseit des Bogens — der übrigens heute den schönen aber unmotivirten Namen Arco felice führt — nach links, dem See Acherusia, jetzt Lago di Fusaro, zu. Wir verließen den Wagen und schlugen zu Fuß den Weg durch Gärten und Weinberge ein.

Die antike Straße verschwand bald unter dem theilweise um acht bis zehn Fuß erhöhten Erdboden, der hier fast ohne Arbeit die reichste Frucht trägt. Ueber grüne Reis- und Salatbeete, unter hängenden Reben hindurch suchten wir uns einen Weg. Ein Gehöft begrüßten wir mit Freude in der Hoffnung, ein Stück Brot erwerben zu können, das uns zu dem mitgenommenen Imbiß fehlte. Die Räume standen offen, aber alles war leer. In einem anderen Hofe, den wir durchschreiten mußten, begrüßten uns von lebenden Wesen nur zwei mächtige auf der offenen Tenne angekettete Wolfshunde. Die Bewohner fliehen die Gegend wegen der Malaria, sobald die geringe Feldarbeit beendet ist.

Ueber struppige sonnverbrannte Gras- und Buschstrecken

stiegen wir endlich zur Akropolis aufwärts. Heiß brannte die Mittagsonne nieder; dornige Schlehensträucher und langblättrige Cactus hielten uns an den Kleidern auf; Gesteintrümmer sperrten den steilen Pfad, aber endlich standen wir oben, das blaue Meer zu unsern Füßen — auf der ältesten Culturstätte Italiens.

Dieser einsame Strandfelsen in der seltsamen Umgebung war es, den der geübte Blick der kühnen euböischen Seefahrer zu einer ersten festen Niederlassung in den gesegneten Gegenden, die sie schon lange des Erz- und Eisenhandels wegen befuhren, ausersah. Die übereinstimmende Ueberlieferung nennt diese Colonie die älteste, und der Name bestätigt sie; denn da Chalkidier und Eretrier die Hauptansiedler waren, so muß das euböische Kyme noch eine überwiegende Bedeutung gehabt haben, um jene zu einer Benennung nach ihr zu bestimmen, was bereits nach der Gründung der äolischen Colonien in Kleinasien nicht mehr der Fall war. Man wird also die erste Niederlassung, die sich bald erweiterte und Dank den günstigen Bedingungen zu hoher Blüthe aufschwang, ohne Bedenken vor das Jahr 1000 v. Chr. setzen können.

Nicht viel jünger wird der Apollotempel sein, dessen geringe Ueberreste von der Fläche des Burgfelsens herabschauen. Denn der Gott der Musen war auch der der Culturverbreitung und zeigte den Schiffern die nassen Pfade, wenn sie auszogen, eine neue Culturstätte zu gründen; ihm pflegte dann in der neuen Heimath zuerst ein Heiligthum gegründet zu werden, ein Zeichen, daß die junge Colonie unter dem Schutz der Heimathgötter bleiben wollte. Es sind offenbar die uralten griechischen Quadern, die wir auf der dem Meere zugewendeten Seite aus dem Schutt hervorschauen sehen und welche wohl die glänzende Vorhalle des hoch über dem Meere ragenden Tempels trugen.

Schroff und nur an wenigen Stellen zugänglich steigt der aus Trachyt und vulkanischem Tuff bestehende Kegel dicht an der Küste auf. Das Meer hat wohl früher seinen Fuß selber bespült und nördlich desselben eine Hafenbucht gebildet, von welcher der jetzt durch eine breite waldbewachsene Düne getrennte Lago di Patria ein Ueberrest ist. Von der cyklopischen Mauer, welche die Akropolis umzog, sind einige Strecken erhalten; zum Theil hat sie zur Grundlage für späteres römisches Mauerwerk gedient, auf welches dann wieder im Mittelalter gothische Werke aufgesetzt sind, so daß man an mehreren Stellen die drei verschiedenen Mauertheile übereinander sieht.

Auf der Südostseite ist der Felsen künstlich abgedacht; hier sieht man noch Reste des Hauptthores und Säulenstümpfe nebst zertrümmerten Partieen römischen Mauerwerks. Oberwärts war der Felsen in mehrere Terrassenstufen abgeflacht, mit einem Graben umgeben und so fast uneinnehmbar gemacht. An zwei Seiten fällt die kahle Tuffwand steil ab; im Süden, wo die Tiefe wohl 200 Fuß beträgt, scheint sie in ihrer halbkreisförmigen Gestalt wie vom Wogenschlag ausgehöhlt. Cactus- und Myrtenbüsche hängen über die Ränder hinab, wilde Tauben nisten in den Löchern, und die Sonnenstrahlen zittern über dem nackten Gestein.

An der Nordseite fand ich die gewaltigen Substructionen eines nur 7′ langen und 4′ breiten Gebäudes sowie ebenfalls bedeutende Mauerreste. Alles ist halb oder ganz von Schutt und Erde bedeckt, in welcher Weidengestrüpp, Akanthus und graue Grasbüschel wuchern.

Die oberste Fläche, welche Reste von Ziegelpfeilern trägt, läßt noch die Richtung der Tempelwand an schwachen Spuren erkennen. Sie hat nicht mehr als circa 120 Schritte im Umfang und bildet eine isolirte, vielleicht künstliche Erhebung auf dem Burgfelsen.

Hier ließen wir uns nieder, um den Leib an den bescheidenen mitgebrachten Vorräthen — ein Stück Maisbrot hatten wir noch aufgetrieben — und die Seele durch die herrliche Aussicht zu stärken. Unter uns das dunkelblaue Meer, dessen weitgeschwungene Küstenlinie sich erst bei Gaëta in der duftigen Ferne verlor; gegenüber die Bergspitzen von Ischia, von woher die euböischen Männer nach dieser Stelle des Festlandes übersiedelten; links Procida und die Höhe von Misenum mit den davor liegenden Sireneninseln; noch näher der helle Spiegel des alten Acherusia, in dessen Mitte jetzt ein königliches Casino steht, und meilenweit an der Küste sich hinstreckend die dunkeln Wipfel eines Waldes von Oelbäumen und immergrünen Eichen, in denen der König dem Waidwerk nachzugehen liebt. Rückwärts endlich dehnt sich gegen Capua hin eine weite fruchtbare Ebene, die eigentlichen phlegräischen Felder, aus denen aber mehr isolirte Wohnsitze als Ortschaften hervorblicken.

Die tiefste Einsamkeit herrschte. Eine Seekrähe zog unten über den Wogen ihre Kreise, sonst war kein lebendes Wesen wahrnehmbar. Wir lagen zwischen den moosbewachsenen Steinen in Schauen und Erinnerung versunken. Plötzlich tönte es wie das Knurren eines Hundes in unserer Nähe. Ein etwa sechszehnjähriger Bursche, von einem Dachshund begleitet, stand hinter uns und streckte die Hand um eine Gabe aus. Die eingefallenen, von bläulichen Ringen umzogenen glanzlosen Augen, die Falten in den gelben Wangen und um den schmerzlich verzogenen Mund und das ganze greisenhafte Aussehen des Unglücklichen, der selbst in der heißen Mittagssonne an Frost zu leiden schien, zeigten die verderbliche Wirkung der Malaria. Selbst das Thier schien darunter zu leiden. Mit hängendem Kopf und furchtsam eingezogenem Schweif umschlich uns der Hund, verlangende Blicke nach den Speiseresten werfend.

Auf unsere Frage, ob er den Eingang in die den Berg

durchziehenden Höhlen kenne, forderte der bisher Stumme uns mit kaum verständlicher Stimme auf, ihm zu folgen. In einer der unten liegenden elenden Hütten versorgte er sich mit einer Oellampe, eine alte Frau von nicht besserem Aussehen schloß sich an, und nachdem wir noch eine Anzahl Stufen zwischen verfallenem Gemäuer hinabgestiegen waren, standen wir vor dem Eingange eines etwa mannshohen Stollens. Ziemlich regelmäßige Stufen führten in demselben aufwärts, und es zeigte sich, daß seine Richtung die nach der Höhe des Burgfelsens war. Wir drangen in der Dunkelheit, die durch die spärliche Flamme kaum auf einige Schritte erhellt wurde, vorwärts. Die Wärme nahm im Innern in einem so starken Maße zu, daß wir nach Ersteigung von etwa 60 Stufen in Schweiß gebadet waren. Dann bog der Stollen plötzlich nach rechts um, die Decke wurde niedriger, wir mußten über Steintrümmer klettern und endlich setzten einige Felsblöcke dem weiteren Vordringen ein Ziel. Der Führer versicherte, daß noch Niemand habe weiter vordringen können und daß keine Verbindung dieser Höhle mit anderen bekannt sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie als Verbindungsgang zwischen der Unterstadt und der Akropolis gedient.

Weit geräumiger ist eine andere Höhle westlich von der Tempelstelle, die zwei Eingänge hat und mehrere Gänge und Kammern enthält. Sie führt den Namen „Antro della Sibilla", und auf sie bezieht sich ohne Zweifel die an die Ankunft des Aeneas geknüpfte Schilderung Virgils (VI. 9.):

„Aber es eilt nach der Burg, auf der hoch thronet Apollo,
Jetzo der fromme Aeneas, und nach der gewaltigen Höhle,
Wo die Sibylle wohnt, die Seherin, weithin gefürchtet,
Welcher der Delier hohen Verstand und die Gabe verliehen,
Fern in die Zukunft zu schaun — — — —
— — — — — — — — — —

Ausgehau'n ist zur Höhle die Wand des Cumäischen Felsens,
Hundert geräumige Stollen und Eingäng' führen zum Innern;
Hundertmal hallet der Ruf zurück — Antwort der Sibylle." —

Von der Stadt selber ist außer den Resten eines — natürlich römischen — Amphitheaters und einigen Mauer- und Gräbertrümmern nichts mehr vorhanden. Ihre Bedeutung war schon gesunken, seit sie sich durch Gründung der bald aufblühenden Tochterstädte Dicaearchia und Neapolis geschwächt hatte. Die Unterwerfung durch die Samniten 417, durch die Römer 215 entzog ihr vollends die auf Seehandel und Seeherrschaft begründeten Bedingungen ihrer Blüthe, wozu wohl auch die Bildung der Sanddünen am Strande beitrug, die den Hafen allmählich ganz verschwinden ließen. Ehrwürdig blieb Cumae als Mutterstadt des ganzen Gebietes blühender Griechenstädte, das sich um die beiden schönen Golfe ausdehnte, bis zu seiner Zerstörung durch Narses. Die letzten Reste wurden im 13. Jahrhundert durch die Saracenen vernichtet.

Den ältesten griechischen Ansiedlern verdankt die Gegend offenbar die griechischen Gottesdienste und Heroensagen, die sich hier in so reicher Fülle finden. Andererseits aber hat wohl der Anblick der gewaltigen und räthselhaften vulcanischen Erscheinungen, die unheimliche Umgebung des Avernersees und der Solfatara mit ihren stygischen Ausdünstungen hier erst die Sagen über die Unterwelt entstehen lassen, wie wir sie in den homerischen Gedichten neben den Schilderungen der verlockenden landschaftlichen Schönheit, die auch hier dicht zusammengrenzen, finden.

Den Rückweg nach dem Golf nahmen wir durch die „Grotta di Pietro di Pace", einen von Agrippa angelegten Tunnel von 1 Km. Länge, der den Kraterrand des Avernersees durchschneidet. Wir bezweifelten, daß unser Rosselenker sein Gefährt dem dunklen Stollen würde anvertrauen können und

wollten ihm vorschlagen, auf verschiedenen Wegen den Ausgang zu erreichen. Indessen hatte er bereits einen hülfreichen Landstreicher gedungen, der eine Pechfackel anzündete und langsam dem Wagen voranschritt. An einigen Stellen fiel durch mächtige senkrechte Schachte das Tageslicht ein; das Rollen der Räder klang hohl, als wenn unter unseren Füßen noch leere Räume wären. Nahe dem Ausgange begegneten uns zwei Carabinieri, einen gefesselten Strolch in ihrer Mitte, mit dem zu unserer nicht angenehmen Ueberraschung unser fackeltragender Genius vertrauliche Worte wechselte.

Am Ufer des Avernersees näherten sich uns einige Ehrenmänner desselben Kalibers, die wir mit einigem Mißtrauen allerlei Gegenstände aus den Rocktaschen hervorholen sahen. Es zeigte sich, daß es nicht auf gewaltsame, sondern auf geschäftsmäßige Erleichterung unserer Börsen abgesehen war. Sie boten Münzen, Ringe und geschnittene Steine, in Cumae und Bajae gefunden, zum Kaufe an. Die Münzen, sowie ein prächtig oxydirter Phallus, waren offenbar neuerer Fabrikation; auch unter den „Gemmen" waren verschiedene nette Glasarbeiten zu erkennen. Wir hielten daher eine sehr sorgfältige Auswahl und begnügten uns trotz den heiligen Versicherungen der Echtheit mit einigen wenigen, an Glas und Messer zuvor geprüften Stücken. Ich rühme mich, einen mit einer sehr sauberen Zeichnung einer erotischen Scene versehenen Amethyst erworben zu haben, der als eine dauernde Erinnerung an den genußreichen Tag dienen kann.

XIV.

Stadt und Kloster La Cava.

(1874.)

Ich fuhr im Eisenbahnzuge durch die oft zu Fuß durchwanderten Ufergefilde des Golfes.

Fast regungslos lag er da und spiegelte einen wolkenlosen Himmel wieder; kaum daß die Barken am Ufer sanft geschaukelt und der weiße Sand von einer zarten Schaumlinie genetzt wurde. Die hellen Häuser von Portici und Torre del Greco mit den luftigen Vorhallen, Terrassen und flachen Dächern glänzten in der Sonne; fast heiß brannte sie auf die dichten Ginster- und Cactushecken, auf die üppigen Citronengärten und den zwischen ihnen hineilenden wohlbesetzten Dampfzug hernieder.

In Torre dell' Annunziata, berühmt durch seine Maccheronifabrikation, waren alle die flachen Dächer mit Haufen von Weizen und Korn bedeckt, die emsig ausgebreitet und mit Schaufeln und Händen umgewendet wurden; denn je trockener das Mehl ist, desto schmackhafter gerathen die Maccheroni, dieses Ein und Alles des gemeinen Mannes, das ihm Brot und Kartoffeln ersetzt, ohne das er glauben würde nicht leben zu können. Dem ärmeren Neapolitaner vertritt das Wort Maccheroni den Begriff der Nahrung überhaupt; wo auf der übrigen civi-

lisirten Welt ein Trinkgeld verlangt wird, fordert er eine Gabe „per mangiar maccheroni“. Eine größere Portion derselben repräsentirt ihm den Festtagsgenuß; ja die Geberde, mit welcher der Bettler sein stereotypes „muojo di fame“ — ich sterbe vor Hunger — begleitet, ist die des Essens der Maccheroni, die mit Daumen und Zeigefinger in den Mund gesteckt werden.

Bei „Station Pompeji“ werfen wir, bevor die Bahn uns in die Berge hineinführt, noch einen Blick auf den von einem leichten weißen Rauchwölkchen gekrönten, mit Fruchtgeländen und malerischen Pinien bedeckten Vesuv. Von seiner furchtbaren Kraft und vernichtenden Thätigkeit haben uns zwar die mächtigen bis ans Meer hinabgeströmten Lavamassen, zwischen deren düsteren schwarzen Wänden der Zug uns hindurchführte, deutliches Zeugniß abgelegt; aber doch ist es schwer selbst für den in den Straßen Pompejis Wandelnden, sich im Geiste in den Moment dieser zerstörenden Thätigkeit zu versetzen. Man kann sich nur mit Mühe vorstellen, daß der eine Meile entfernte, so friedlich daliegende und die friedliche Arbeit der Menschen segnende Berg einst bis hierher seine vernichtenden Eingeweide geschleudert hat, daß dieser lachende Himmel einmal von glühenden Stein- und Aschenmassen verdunkelt gewesen, daß diese regungslose Wasserfläche in rasender Wuth herangestürmt ist, um mit dem Feuer vereint Menschenleben und Menschenwerk zu vernichten. Ein frohes Leben ist es gewesen, das hier vernichtet wurde; reiche schöne Werke sind es, die hier die Aschen- und Bimssteinmassen begraben haben und staunende Geschlechter heute aus dem tausendjährigen Schutt hervorziehen. Auf dem Grabe der Untergegangenen bauen die Lebenden ihre Wohnungen, unbekümmert darum, daß jeden Augenblick das gleiche Schicksal sie treffen kann; die Lava selber liefert ihnen den festen Grund und das willkommene Material. Noch kein Ort ist verlassen worden, weil er von der Wirkung des geheimnißvollen

Feuerberges betroffen oder bedroht gewesen ist. Ueber Herculaneum steht das blühende Torre dell' Annunziata, Castellamare über Stabiae; weithin wird das Land am Fuße des Vesuv von furchtlosen fleißigen Händen bebaut, weit hinauf bedecken ihn Häuser, Gärten, Waldungen und Weinberge.

Jenseits Pompeji öffnet sich ein Gebiet, über dem Erinnerungen anderer Art schweben als über Neapel und seiner nächsten Umgebung bis zu den untergegangenen Römerstädten hin. Hier sind es die classischen und die poetisch-mythischen Erinnerungen, welche uns auf Schritt und Tritt mahnen, daß schon vor dem Beginn der Geschichte diese zauberische Küste im Munde der Menschen lebte, daß der Ruf weit über das Meer gedrungen war. Die Gestade der sangreichen Sirenen, das ragende Grabmal des kundigen troischen Steuermanns, die phlegräischen Felder mit ihren phantastischen Bergformen, der unheimlich düstere Avernersee mit den Pforten des Orcus, die schaurige Grotte der cumäischen Sibylle mit dem Todtenorakel, — wo ist je mehr Dichtung auf einen so engen Raum gehäuft worden als von Homer, von Virgil und Dante auf diese über geheimnißvoll vulcanischen Tiefen ruhenden Gefilde am Golfe von Puteoli? Wo aber reden auch — von Rom abgesehen — die stummen Zeugen so laut von der Glanzzeit der Weltherrscherin wie an demselben herrlichen Meerbusen die Reste von Bajae, der Lucrinersee und die Felsengrotten am Rande der Fluth? Oede liegt jetzt die Küste da unter den glühenden Pfeilen einer vom wolkenlosen Himmel herabstrahlenden Sonne; „kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand"; aber halb ins Meer versunken ziehen sich noch die Trümmer prächtiger Villen weithin, einst Schauplatz des üppigsten Lebensgenusses. Schalthiere und Schlingpflanzen haben sich an den Marmor der Wände, an die zerborstenen Mosaiken der Fußböden geheftet; die Wasserfrauen mögen sich beim nächt-

lichen Reigen wohl noch erzählen von den sinneberauschenden Festen, die sie einst haben feiern sehen, als noch die stolzen Paläste hoch über der Fluth ragten und an den Altären prunkvoller Dienst vollzogen wurde. Heute spielt die Fluth zwischen den zerfallenen Mauern, und nur wehmüthige Trümmer ragen empor von den Tempeln des Merkur, der Diana und der gefeierten Venus Genitrix. Die ganze in poetischer und culturhistorischer Beziehung so anziehende Stätte sammt Ischia und Capri, an Neros Zeitalter erinnernd, ferner die vielgestaltige Küste von Puteoli bis Neapel überschaut das Auge vom Cap Misenum aus. Südwärts erblickt man noch die Halbinsel von Sorrento und den Fuß des Vesuvs und gedenkt der dort begrabenen römischen Herrlichkeit.

Noch weiter südlich, wie gesagt, beginnt die Landschaft einen anderen Charakter der historischen Erinnerung zu tragen. Hier ist es das Mittelalter, welches dem Lande, vorzüglich den Küsten, seinen Charakter der Völkerzüge und der Völkermischung aufgedrückt hat. Gothen, Normannen, Sarazenen, Griechen waren es, die hier, gleich begierig nach den reichen, schönen und günstig gelegenen Gebieten, mit einander und mit den alten Herren des Bodens rangen und von dem blutgedüngten bald mehr bald weniger behaupteten.

Bei Scafati und Angri führt uns die Bahn über das Schlachtfeld, wo nach dem letzten Heldenkampfe der edelste deutsche Stamm sein Grab fand. Am Fuße des Mons Lactarius, beim heutigen Lettere, im Angesicht des Golfs und des Vesuvs, fand Teja mit den Seinen ruhmvollen Untergang. Die ganze Landschaft, von den Ausläufern des Apennins umsäumt, zwischen welche die Bahn sich immer mehr hineinwindet, gleicht einem einzigen großen Garten. Verwundert sahen wir die selbst gegen die neapolitanische bedeutend vorgerückte Vegetation. Salat- und Gemüsepflanzen in erstaunlicher Ueppigkeit

bedeckten den Boden; dichte Hecken blühender Gesträuche zogen sich an den Wegen und auf den Grenzen der Fruchtfelder hin. Mandel- und Pfirsichbäume prangten im rothen Blüthenschmuck, während die Limonen der Ernte harrten und bei den Feigen das erste Grün hervorbrach. Zwischen Ulmen und Maulbeeren rankten sich die Reben entlang, zum Theil von Armesdicke, und lustige Weisen summend, war mancher Gärtner beschäftigt,

qui adulta vitium propagine
altas maritat populos.

Alles grünte, blühte und duftete, so daß wir mit Behagen die würzige Luft in die Waggonfenster strömen ließen und es wohl erklärlich fanden, daß die Sirene Italia immer wieder neue Herzen aus dem Norden an sich gelockt hat, obwohl sie vielen unserer Besten zum Verderben geworden ist. An das tragischste Unglück erinnert uns gleich das nächste von uns erreichte Städtchen, Nocera. Dort auf der Höhe ragt das alte Castell, in welchem die liebliche Gemahlin Manfreds des Hohenstaufen nach fünfjähriger Kerkerhaft starb.

Wir verlassen den Zug, wo die Bahn ihre höchste Steigung erlangt hat, bei dem rings von Bergen umschlossenen Landstädtchen Cava. Es ist ein hochgelegenes fruchtbares Thal, in schmalen Päffen nach der Ebene des Vesuvs und nach der Küste von Salerno geöffnet, in welchem das Städtchen, von den malerischen Ausläufern des Apennins in weitem Kreise umschlossen, daliegt. An den letzteren hingelagert umgeben es fünfzig Dörfer; auf seiner Ostseite erhebt sich isolirt aus der Thalmitte eine kegelförmige Bergspitze, die ein Castell trägt und eine liebliche Rundsicht bietet.

Nachdem wir durch die mehr als Worte wirksamen Geberden den Schwarm der sich aufdrängenden dienstfertigen Führer, Gepäckträger und Bettler abgeschüttelt und die beharrlich folgen-

den Vetturini durch noch beharrlichere Nichtbeachtung zum Verzicht auf die Hoffnung uns zu prellen und zur Umkehr bewogen haben, wandern wir dem Castellberge zu. Die heiße Nachmittagssonne entlockt den Steigenden manchen Schweißtropfen, dafür aber entschädigt sie die Schauenden oben durch die duftigen Farben, mit denen sie sinkend die laubgeschmückten Höhen übergießt.

Den lauen Abend benutzten wir zu einer Wanderung durch die sauberen Straßen des enggebauten Städtchens, dessen Häuser vielfach in der Weise alter deutscher Städte auf Bogen ruhen, was ihm den Namen Klein-Bologna gegeben hat. Auf dem Fahrbillet führte es den Namen der alten Tyrrhener — Cava dei Tirreni — zum Unterschiede von der auf einer nahen Anhöhe liegenden Akropolis Corpo di Cava und anderen nach ähnlicher Lage im Thalbecken gleich benannten. Ich weiß nicht, ob die alten tyrrhenischen Seefahrer ein Recht auf den Ort haben; unwahrscheinlich ist es nicht, denn einen besseren Bergungs- und Zufluchtsort konnte es für das unstete räuberische Seevolk nicht geben als dieses versteckte, kaum eine Meile von der Küste entfernte und, weil hochgelegen, von jener aus kaum sichtbare Thal, aus dem nur e i n e schmale Straße an die Küste hinabführt. Als sie zu einer Völkerstraße wurde, die Unteritalien mit der Campagna felice verband, mußten die Versteck und Sicherheit Suchenden in die Berge zurückweichen, und so wurde im Mittelalter das auf der Felsspitze hängende, noch mit dicken Mauerresten umgebene Corpo di Cava eins der festen Nester, wie man sie noch zahlreich an diesen Küsten und auf den Ausläufern des Apennins findet.

Unten im Städtchen herrschte — es war der Donnerstag vor Ostern — ein reges festtägliches Leben. Die vor den Verkaufshallen zu beiden Seiten der langen schmalen Hauptstraße ausgestellten Früchte, Backwaaren, Wein- und Oelflaschen, die

an Schnüren hängenden Maccheroni, Feigen und Kastanien waren mit bunten Bändern, Papier und Flittergold geschmückt. Zu Ehren des Festtages war früher als gewöhnlich zur Vesper geläutet worden, und in allen Kirchen fand Abendgottesdienst statt, weswegen die Straßen von Andächtigen wimmelten. Die Forestieri mußten manchen verwundert fragenden Blick aushalten, manches neugierige Wort hinter sich hören; dabei aber herrschte ein ernster ruhig freundlicher Ton, der uns aufs Angenehmste berührte, wie denn überhaupt der Charakter des Landvolkes in einem erfreulichen Gegensatz steht zu der Ruhelosigkeit, Gewinnsucht und Verschmitztheit des Neapolitaners.

Hauptpflicht für die Cavenser schien an diesem Abende ein Besuch der Messe und Predigt zu sein; denn überall fanden wir vor und in den Kirchen so viele Andächtige, daß wir Mühe hatten, uns durch die Menge der Ein- und Ausgehenden hindurch zu drängen. Das Innere der zum Theil nicht unschönen Kirchen zeigte den ganzen Festtagspomp, durch den der katholische Ritus mit den Herzen auch die Sinne einzunehmen versteht. Die Altäre strahlten von Kerzen, Goldschmuck und Draperieen; die Glöckchen klingelten, der Weihrauch duftete, andächtig folgte die Menge den heiligen Ceremonien. Der Hauptgegenstand der innigen Verehrung war für heute das lebensgroße Holzbild der heiligen Jungfrau, die, eine silberne Krone auf den natürlichen Haaren, mit langem schwarzseidenem Gewande angethan, ein weißes Spitzentuch in den Händen, mit schmerzgebeugtem Haupte vor dem Altar stand. Vor ihr lagen die Betenden am zahlreichsten und am längsten auf den Knieen.

In San Francesco predigte ein Mönch mit all der südlichen Lebhaftigkeit, die sich in jedem Gliede ausdrücken zu müssen glaubt. Von einer Seite der Kanzel auf die andere stürzend, sich weit überbeugend und die Arme umherschleudernd, schilderte er die Leiden des Herrn mit einem Feuer, wie man

es der umfangreichen Leibesgestalt mit dem dicken Halse nicht zugetraut hätte. Die Stimme freilich war bereits heiser geworden, dicke Schweißtropfen rannen über das geröthete Gesicht, und oft mußte er das weiße Taschentuch gebrauchen; aber die dichtgedrängten Zuhörer lauschten mit solcher Andacht, daß außer dem Priester sicherlich wir Fremdlinge die Einzigen waren, die das Ende der Predigt ersehnten. Es kam; die heiligen Stätten leerten sich wieder, und die Straßen wurden noch belebter; auch die schönere Hälfte der Einwohnerschaft benutzte die Gelegenheit, um an dem lauen Abende den Spaziergang länger auszudehnen, was uns den Vortheil verschaffte, an so manchem Paar Augen, das sonst schwer sichtbar wird, wiederholt uns zu erfreuen. Der Mond stieg im Osten über den Apenninen empor und erhellte wieder die Thäler, die noch nicht lange das Sonnenlicht verlassen hatte. Vor ihren Hausthüren und den wenigen Cafés und Apotheken saßen plaudernd die Männer, hier und da scherzhafte Worte mit den im Strome der Spaziergänger vorübergehenden Freunden tauschend. Noch lange aber wandelten wir unter dem gutmüthigen Völkchen, uns Glück wünschend ob des unmotivirten Einfalls, der uns hierhergeführt hatte.

Südwestlich von La Cava, in einem Seitenthale, aus dem einer jener launenhaften Bergströme dem Golfe von Salerno zufließt, liegt eins der berühmtesten Benedictinerklöster Italiens, S. Trinitá della Cava. Ihm war unser erster Besuch am Charfreitag zugedacht. Nicht lange nachdem die Sonne über den Apennin hinweg uns die ersten Strahlen ins Fenster gesandt hatte, wanderten wir in den thaufrischen Morgen hinaus. Das Städtchen durchschreitend, wunderten wir uns über das rege Leben, das im Gegensatz zu dem spät erwachenden Neapel hier schon zu so früher Stunde herrschte. Bereits standen die Wasser- und Limonadenverkäufer hinter ihren mit frischem Laub und

Blumen gezierten Tischchen; die Brot- und Fleischvorräthe lagen geschmackvoll geordnet, wie die lockenden Schätze der Obstverkäufer und Eishändler. Die Fremdlinge mahnte das energische Aufschlagen der Stiefelputzer mit der Bürste auf ihren Kasten, die von dem kurzen Marsche schon wieder staubigen Fußbekleidungen ihren Händen zu überliefern. Vor den sich eben öffnenden Thüren der Kleidermagazine standen ganze Trupps von Dirnen, den Ertrag ihrer Spinnthätigkeit im Arm, um ihn in klingenden Lohn umzusetzen. Ihr fröhliches Geplauder zeigte, daß sie keine Störung der Festfreude durch Kargheit des Arbeitslohnes fürchteten.

Der an der Westseite des Thales im knospenden Laubwalde ansteigende Weg ließ einen Augenblick den blauen Golf, in der warmen Morgensonne glänzend, erscheinen, führte am Kloster S. Giuseppe und der isolirt stehenden Kirche Pietra Santa vorüber und zum Dorfe Corpo di Cava, das malerisch auf dem Felsen thront und altersschwarz und räucherig, wie es ist, sich kaum von den dunkeln Felsen und den Resten uralter Befestigungswerke abhebt. Die vorher genannte Kirche verdankt ihren Namen und Ursprung irgend einem heiligen Vater, der einst diesen Berg auf höchst eigenen Füßen erstiegen und auf einem Felsblock ausgeruht hat. Ueber dem letzteren ist als Wallfahrtsort das Kirchlein erbaut worden, so daß der geweihte Stein nun in der Mitte des Schiffes aus dem Fußboden hervorragt, geschützt vor Wind, Wetter und profaner Berührung.

Das weitläufige und imposante Kloster liegt sammt seinen zahlreichen Nebengebäuden auf einer Felsplatte, die es vollständig ausfüllt, den Rücken an den Felsen gelehnt, auf welchem die Ortschaft liegt, dicht vor sich den steilen Abfall in das malerische Molinathal. Die elegante Klosterkirche, durch die wir, freundlichst bewillkommt, eintraten, schon 1092 durch Urban II. geweiht, hat vortreffliche Deckengemälde, die leider wie das

ganze Kreuzschiff einer unvollendet gebliebenen Restauration unterzogen sind, so daß das Auge sich verletzt fühlt, wenn es plötzlich von den schönen Formen und frischen Farben auf unfertige Capitelle, rohe Stuckflächen und nüchterne Wände übergehen muß.

Um die eben beginnende Messe nicht zu stören, begaben wir uns durch die Sacristei in die altberühmte Bibliothek. Die geringe Zahl gelehrter Mänche, welche nebst dem Prior auch nach der 1866 erfolgten Aufhebung das Kloster bewohnt, besteht aus Männern, die zum Theil den vornehmsten Familien angehören und nicht bloß, wie es in Italien häufig der Fall, die feinste weltmännische Bildung, sondern auch einen guten Namen in der wissenschaftlichen Welt haben. Vielfach ist es nur der altererbte wissenschaftliche Ruhm, von dem die heutigen Benedictiner zehren, während sie in Wahrheit nicht einmal die bei ihnen aufgespeicherten Schätze zu benutzen wissen. Eine ehrenvolle Ausnahme macht neben Monte Cassino auch La Cava, wo man durch die drohende Beschlagnahme des Klostervermögens, also auch der Bibliothek, veranlaßt worden ist, durch schleunige Herausgabe wenigstens der wichtigsten ungedruckten Documente sowohl den Ruhm wie den Ertrag für sich selbst zu retten. Vorzüglich sind es die reichen Quellen zur ältesten Geschichte Unteritaliens, mit deren Bearbeitung drei der gelehrten Herren gemeinschaftlich beschäftigt sind. Ein wohlerzogener französischer Abbé machte mit verbindlichster Zuvorkommenheit unseren Führer, ließ uns selbst die eben im Druck erschienenen Folianten, zum Theil prachtvoll ausgestattet, mit den Handschriften vergleichen und entwickelte dabei eine staunenswerthe Gelehrsamkeit. Das älteste uns vorgelegte Document war, wenn ich nicht irre, eine Morgengabe von 793, das interessanteste ein Diplom vom Normannenkönig Roger, auf dessen goldenem Siegel die Bilder Christi und des Königs zu sehen sind. Hervorragend sind auch

die kirchlichen Handschriften mit ihren unglaublichen Fleiß verrathenden kostbaren Initialen und Randmalereien. Man kann dem unermüdlichen Eifer der geistlichen Anfertiger seine bewundernde Achtung nicht versagen; trotzdem bedauert man nicht, daß die Zeit vorbei ist, in welcher ein halbes Menschenalter und die volle Arbeitskraft eines gebildeten Mannes zur Herstellung eines dieser Bibelcodices nöthig war, deren wir einen aus dem 7. Jahrhundert sahen. Da wir bemerkten, daß unser Cicerone auf die Uhr sah, so erklärten wir uns dankbar befriedigt, wohlbekannt mit der unverrückbaren Pünktlichkeit des klösterlichen Dienstes. In der That war es Zeit zu einer Messe, die der Prior selbst las; der liebenswürdige Abbé überließ daher unsere weitere Führung einem dienenden Bruder, der uns zunächst in eine beachtenswerthe kleine Gemäldegalerie, dann in die in den Felsen gehauenen Katakomben führte, wo die nach einem bestimmten Zeitraum (um Platz zu machen für Nachfolger) den Gräbern entnommenen Reste der einstigen Klosterbewohner aufgeschichtet lagen. Bei Fackelschein sahen wir ganze Mauern von Schädeln an den nassen kalten Wänden aufgeschichtet, zum Theil von Kalksinter bereits zum zweiten Male begraben. Es ist ein Anblick, den man hier nicht selten hat; denn Pietät sowohl wie Mangel an Raum in den gewöhnlich hoch gelegenen Klöstern haben die Sitte der Aufspeicherung der Gebeine in den unterirdischen Gewölben allgemein gemacht; dennoch kann man sich der Hamletgedanken bei dem Anblick nicht erwehren. Unter dem Gräberschmuck fanden wir mehrere antike Reste; in der Vorhalle der Kirche schmückten zwei gut erhaltene Sarkophage — auf dem einen ein Bacchanal, auf dem anderen eine Meleagerjagd — die Seitenwände. Eine Vergütung für seine Mühe wies unser Bruder mit höflichen Worten zurück; dagegen nahm er dankbar eine Cigarre und einen Beitrag für die Armen der Klosterumgebung an.

Man muß aufs entschiedenste anerkennen, daß gegenwärtig in Italien die Benutzung der wissenschaftlichen und Kunstschätze in der liberalsten Weise erleichtert worden ist; namentlich die Fremden, die früher in Galerieen und Sammlungen kaum weniger als von Räubern in Wirthsgestalt ausgebeutet wurden, können der neuen Regierung nicht dankbar genug sein. In dem unschätzbaren neapolitanischen Museum ist das Anbieten wie das Annehmen von Trinkgeldern streng untersagt, und ich habe nie gesehen, daß einer von den zahlreichen Angestellten nur eine begehrliche Miene gezeigt hätte.

Von dem gastlichen Kloster wendeten wir uns in das reizende Thal hinunter, welches, im Hintergrunde durch den Monte Finestro geschlossen, sich nach Süden gegen den Golf von Salerno oder vielmehr gegen den Kessel von Cava öffnet, der bei Vietri nach dem Meere zu ausläuft. An einer Biegung des Thales liegt ein Dörfchen, dem die zahlreichen Mühlen den Namen Molina gegeben haben. Mit seinen steilen und rothen Dächern sticht es besonders merkwürdig gegen die sonst übliche platte Bedachung ab und macht eher den Eindruck eines deutschen Mühldorfes; das emsige Treiben in dieser Jahreszeit der Wasserfülle und die erfinderischste Benutzung jeder Wasserrinne bewiesen deutlich den hohen Werth, welchen ein Bergstrom wie dieser in dem wasserarmen Lande hat. Dafür zeigten auch die Bergabhänge und der Thalgrund, von tausend kleinen Canälen durchfurcht, die Dankbarkeit, mit welcher hier das Land eine sorgsame Bearbeitung lohnt. Gemüse- und Salatpflanzen bedeckten — es war im Anfang des April — in Masse denselben Boden, auf welchem dichte Reihen blühender oder schon abgeblühter Mandelbäume, Feigen- und Maulbeerbäume standen, an denen sich als dritte und Hauptanpflanzung knorrige Reben emporrankten.

Noch eine Strecke auf der großen Landstraße fortwandernd

erreichten wir um die Mittagsstunde Vietri, und vor unseren Blicken lag der Golf von Salerno, dessen zauberische Reize fast noch weniger sich in Worte fassen lassen, als die des Neapolitanischen Meerbusens. Wahrhaft classisch schön ist die südlich hinlaufende Küste, eingefaßt von den wechselvollen Apennin-ausläufern, die zurücktreten, wo sich malerisch die erinnerungs-reiche „Civitas Hippocratica“ hinlagert, um dann wieder näher heranzutreten an den Strand voll erhabener Stille und Einsamkeit, an dem man, über der Brandung thronend, die Tempel von Paestum zu erkennen glaubt.

Der Mittagshitze, die auf der schmalen Straße zwischen dem Meer und den hellleuchtenden Felswänden ziemlich fühlbar war, entführte uns ein schneller Wagen, und bald saßen wir in einer der verlockenden Osterieen Salernos, die dem mit Landesgerichten und -Sitten Vertrauten nur zu empfehlen sind. Gute und billige Weine — Falerner und Capri sind noch keineswegs auf die bloße classische Reminiscenz herabgesunken — bilden mit einer kräftigen Muschelsuppe, den selbstverständlichen Maccheroni und frischen Fritti, d. h. gebackenen Fischen oder anderen Meereserzeugnissen, ein vortreffliches Frühstück. Einige Gewöhnung sowie ein gewisser rücksichtsloser Angriffsmuth gehören allerdings dazu, um die auf dem Teller sich fremdartig ausnehmenden Polypen, Schaal- und Weichthiere dem Verdauungsprocesse näher zu bringen; indessen that — bei uns wenigstens und einer kleinen Gesellschaft von Landsleuten, die von Paestum gekommen war — der vorangegangene tüchtige Marsch das seinige, um uns herzhaft anfangen zu lassen, und die Quantität der vertilgten Meeresbewohner zeigte, daß das Ende des Anfangs werth war. — Eine beabsichtigte Wanderung durch die Stadtquartiere unterblieb wegen der empfindlichen Hitze und weil wir uns von der köstlichen Promenade des am Strande hinlaufenden Corso Garibaldi nur trennen

konnten, um die berühmteste historische Stelle Salernos, den Dom mit Gregors VII. Grabmal, in Augenschein zu nehmen.

Den Weg zum Dome S. Matteo wies uns mit der in Italien so häufigen Liebenswürdigkeit und fast peinlichen Gefälligkeit ein alter Herr von dem soliden und würdigen Aeußeren eines preußischen Staatsbeamten, dem selbst die Vatermörder und die gewaltige Halsbinde dieser vortrefflichen Männer vom alten Schlage nicht fehlten. Er ließ es sich nicht nehmen, uns selbst den Weg zur Kirche zu zeigen und erwies sich als ein so unterrichteter Cicerone bei den Sehenswürdigkeiten derselben, daß der sich uns anschließende Küster beschämt den Faden selber abschnitt, an welchem er begonnen hatte, sein kunstgeschichtliches Pensum herabrollen zu lassen.

Unsere erste Betrachtung galt der schönen Kapelle rechts vom Hochalter, deren Altar den Sarg des großen Gregor birgt. Eine Inschrift besagt, daß Pius IX. die Kapelle habe restauriren lassen.

In der Unterkirche sind die Gebeine des Apostels Matthäus beigesetzt, die zur Zeit Kaiser Ottos I. aus Paestum hierher kamen und Robert Guiscard 1076 zum Bau der Kirche veranlaßten, die Gregor selbst 1084 einweihte, schon als Verbannter und Schützling seines ihm an Charakter so ähnlichen Zeitgenossen. Im rechten Seitenschiff waren Zimmerleute beschäftigt, den für die gestrige Festdarstellung hergerichteten Apparat von bemalten und drapirten Holzwänden, Pfeilern, Teppichen zu entfernen, was sich wie ein Scenenwechsel im Theater ausnahm. Die mittelalterliche Kunst hat auf verschiedenen Gebieten Meisterhaftes in diese Kirche geliefert. Am Altar der Sacristei findet sich eine höchst kunstvolle Elfenbeinschnitzerei, anscheinend dem 6. Jahrhundert angehörig, jedenfalls aus altchristlicher Epoche. Die Mosaiken des Fußbodens gehören zu den elegantesten in ganz Italien, die Marmorreliefs zur Passionsgeschichte zu den

besten aus der Schule Michelangelos. Den Glanzpunkt aber in dieser Hinsicht bilden die beiden Ambonen aus dem 12. Jahrhundert, an denen die musivischen Zeichnungen von delicatester Feinheit, die tragenden Säulen sammt Fries und Capitellen von graziöser Eleganz sind.

In dem von 28 antiken Säulen umgebenen Vorhof stand einst das aus Paestum stammende, auf vier wasserspeienden Löwen ruhende Granitbecken, das jetzt die Villa Nazionale in Neapel schmückt, ohne nach Gebühr gewürdigt zu werden. Auf der Straße liegend fielen uns zwei vortreffliche, aber beschädigte Granitsäulen auf, die unser Führer als zu der reichen antiken Ausbeute der Umgegend gehörig erklärte; er habe sie vor 10 Jahren nebst einer dritten seitdem verschwundenen noch unschädigt an diesem Flecke liegen sehen; ihren Zweck kenne man nicht. Ueber solche Vernachlässigung sich zu ereifern verlernt man aber in Italien, wo gar zu oft ein Sarkophagdeckel als Trittstein benutzt wird. Im Gespräch mit unserem Alten erfuhren wir noch, daß er vor mehr als zehn Jahren behufs einer Kur nach Salerno gekommen sei und seine Abreise von Jahr zu Jahr verschoben habe. In der That ist die Lage des Städtchens in der dreieckigen, sanft abgedachten Ebene, durch die Küstenlinie und zwei vortretende Bergzüge begrenzt, eine reizende, die Gegend gesund, die Umgebung höchst malerisch, nur leider noch nicht ganz vom Räuberwesen gereinigt.

An Umfang und Bedeutung hält Salerno keinen Vergleich mehr aus mit seinem Zustande im elften und zwölften Jahrhundert, als der Ruhm seiner medicinischen Facultät, der Mutter aller anderen in Europa, weit über die Grenzen des Abendlandes hinaus drang und die Heilungs- und Wissensbedürftigen aus weiter Ferne herbeizog. Wer denkt dabei nicht an die liebliche Erzählung Hartmanns von der Aue von dem hingebenden deutschen Mädchen, das sich dem tödtlichen Messer

des Salerner Arztes preisgeben will, damit durch ihr reines Blut ihr Herr geheilt werde? Bekanntlich war ein in unseren Tagen nicht oder unvollkommen gelöstes Problem schon damals in der „Civitas Hippocratica“ gelöst: die Betheiligung der Frauen an der Ausübung der Wissenschaft. Es gab eine große Zahl weiblicher Studenten und berühmte weibliche Doctoren und Professoren, darunter gefeierte Namen, wie Mercuriadis, Rebekka, Sentia. Die Stadt zählte damals an 200 000 Einwohner; gegenwärtig hat sie sammt ihrem Landgebiete kaum 30 000.

XV.

Amalfi und Ravello.

(1875.)

Zur Wanderung nach Amalfi galt es frühzeitig von Salerno aufzubrechen, um möglichst wenig von der Sonne belästigt zu werden. Steil lag der Paß des Monte Falesio, den wir zu überschreiten hatten, vor uns, als wir auf die Höhe von Corpo di Cava kamen. Der schwere Schritt eines Holzarbeiters von echt süditalienischem Typus, den wir mit unserem kleinen Gepäck beladen hatten, hallte so laut in den öden und düsteren Straßen des rauchgeschwärzten Nestes, daß überall Fenster und Thüren sich halb öffneten und mehr als eine Alte von ihrem Herdfeuer an die Thüre humpelte.

Um eine Ecke biegend, hörten wir uns plötzlich angerufen und sahen eine männliche Persönlichkeit uns eiligen Laufes folgen. Wir erwarteten den Herankommenden, der sich unter vielen Verbeugungen als den Inhaber des „Hôtels" von Corpo di Cava vorstellte und uns die unerklärliche Mittheilung machte, daß wir von zwei bei ihm logirenden Freunden erwartet würden. Obwohl wir eines Irrthums fast gewiß waren, begaben wir uns mit dem beredten Manne in sein Haus und fanden dort zwei Herren, deren einer allerdings meinem Ge-

fährten von Neapel her bekannt war, die uns aber weder vermuthet, noch erwartet hatten. Vielmehr stellte sich zu unserer Ergötzung heraus, daß der brave Wirth ein kleines Manöver angewendet hatte, das ich anderen Hôtelbesitzern zur Nachahmung empfehle. Wissend, daß der sich bei ihm aufhaltende Gast, ein Botaniker aus Neapel, den Besuch eines Freundes erwarte, hatte der würdige Mann den mühsamen Weg bis zum Bahnhofe nicht gescheut, um jenen nicht in die Netze eines anderen Gastwirthes fallen zu lassen. Unbekümmert darum, ob er den Richtigen vor sich habe, war er auf den ersten ihm Zusagenden, einen jungen belgischen Gelehrten, losgestürzt, der in seiner Harmlosigkeit und Sprachunkunde, ohne die Angaben über den „erwartenden Freund" nur zu verstehen, sich in der That abführen ließ. Einmal im Gasthause auf der steilen Höhe angekommen, scheute er, obwohl ihm der Andere fremd war, den beschwerlichen Rückweg; die beiden, auf solche Weise zusammengeführten jungen Männer schlossen Bekanntschaft und machten sich gerade zu dem ersten der geplanten gemeinschaftlichen Ausflüge bereit, als wir ihnen zugeführt wurden. Mochte der Wirth nur eine Wiederholung seines gelungenen Manövers beabsichtigt oder in der That einen von uns für den richtigen „Erwarteten" gehalten haben, er wurde in seiner Hoffnung auf Vermehrung seiner Gästezahl bitter getäuscht, denn wir vier waren bald einig, gemeinschaftlich nach Amalfi zu wandern. Nicht ohne Schadenfreude sahen wir seine saure Miene, als wir, einer hinter dem anderen, die enge Gasse hinauszogen.

Schmal und steil zieht sich der Weg zur Seite der Schlucht in die Höhe, so daß Kloster und Stadt bald tief unter uns lagen und der Blick in immer weiteren Kreisen die üppige Ebene der Campagna felice und die aus dem Morgennebel tauchenden schönlinigen Apenninzüge sammt dem Vesuv umfaßte. Der steinige, streckenweise nicht gefahrlose Weg, auf dem die

nackten braunen sehnigen Beine des Führers wie auf dem Lavapflaster Neapels wandelten, preßte uns manchen Schweißtropfen und Seufzer aus. Der letzteren schämten wir uns einigermaßen, als wir eingeholt und überholt wurden durch eine Bäuerin, die, einen schweren Korb nach Landessitte auf dem Kopfe balancirend, mit so elastischen Schritten aufwärts stieg, als gäbe es keine Ermüdung. Mit Jubelruf wurde der Anblick des Meeres begrüßt, der uns zeigte, daß die Paßhöhe erreicht war. Ein Frühstück, welches die Fürsorge unserer braven Wirthin den Reisetaschen einverleibt hatte, feierte dies wichtige Ereigniß; dann ging es mit schnellen Schritten auf schmalem Waldpfade abwärts. Da wir von der Höhe die zu erreichenden Ortschaften im Thale liegen sahen, so hatten wir den Führer zurückgeschickt. Wir bereuten es, als in dem dichten Gebüsch der Pfad verloren ging, nachdem wir kaum einen entzückenden Blick auf das Meer bei Castellamare geworfen hatten und nun nichts übrig blieb, als von Vorsprung zu Vorsprung den bequemsten Abstieg zu suchen. Die bedenkliche Lage hinderte nicht, daß wir, so oft eine Lichtung des Waldes es gestattete, den großartigen Anblick der fast 4000 Fuß tief abfallenden Thalränder bewunderten, und daß es nicht gemeine Sträucher, sondern Lorbeer- und Myrthengebüsche waren, welche uns Haut und Kleider ritzten, dienten ebenfalls zum Trost. Für Aufrechthaltung des Humors sorgte der Umstand, daß ihn einer oder der andere für Momente verlor; denn Scherz und Spott darüber steigerte die Heiterkeit der Andern. Sonnenbrand und Wassermangel war es, was uns am meisten beschwerte, und deshalb legten wir uns, endlich ins Thal gelangt, zuerst am Bache nieder. Ebenderselbe mußte uns dann als Führer dienen, wie denn bei dem Mangel an Kunststraßen in diesem Theile des italischen Gebirges oft die zahlreichen Bergflüßchen und Flußbetten die natürlichen Straßen abgeben.

In Majori, berühmt durch seine Lage, seine Frauen und seine Limonen, standen die letzteren gerade in voller Reife. Weithin glich die Gegend einem einzigen Citronengarten; über alle Mauern und Gartenzäune hingen die schweren goldenen Früchte, und Berge schon geernteter sah man an den Mauern aufgeschichtet. Die in den Gärten Arbeitenden waren meist Frauen und Mädchen, in der That von auffallend anmuthigen Formen und zum Theil das Rosencolorit zeigend, daß man ihnen nachrühmt. Leider muß ich gestehen, daß sich unter uns weniger Sinn für Natur- und Menschenbewunderung, als das Bedürfniß nach leiblicher Erquickung kundgab; wenigstens wurde der ganz prosaische Ausruf constatirt: „Was bleibt Ihr hier stehen? Soll ich davon satt werden!" Auch für den, der so gesprochen, kam die Zeit des Genusses.

Der Wunsch des poetischeren Theiles unseres Kleeblattes, die nothwendige leibliche Stärkung im Schatten der Citronenbäume einzunehmen, wurde, als sich der Eingang in die Gärten schwierig zeigte, zu Gunsten einer schnelleren Befriedigung aufgegeben. Ein vortreffliches Naß war in einer nach allen Gewürzen des Morgenlandes, einschließlich Büffelkäse, duftenden Trattorie bald entdeckt; da aber das Innere derselben unsern durchaus nicht verwöhnten Sinnesorganen allzu unsympathisch war, so wurde beschlossen, das Gelage im Freien stattfinden zu lassen. Ein invalider Tisch wurde mitten auf die Straße gestellt; auf ihm und einem zweifelhaften Tischtuch erschienen zwei bunte irdene Krüge von der Form der in Pompeji massenhaft ausgegrabenen, jeder ein staunenswerthes Quantum enthaltend, dazu Brote, Limonen, Salz und Fenchelpflanzen, deren zarte Stengel und Blätter zum Weine genossen einen angenehmen Geschmack haben und für gesund gelten, so daß sie, wie in Bayern zum Bier die Rettige, eine stehende Beigabe zum Wein bilden. Auch vergesse ich nicht einen Krug frischen Wassers

behufs Mischung des Weines, denn es wird wie bei den Alten für eine Art barbarischer Sitte angesehen, diese reinen und starken rothen Landweine ungemischt zu trinken. Eine weitere Sicherung gegen die Wirkung des Rebensaftes boten die hineingeworfenen Citronenscheiben, die zum Theil den Durchmesser einer Weinflasche hatten und übertrafen. Auf der Erde neben dem Tisch endlich stand ein mächtiger kupferner Kessel, ebenfalls mit Wasser gefüllt und zur Reinigung der zuweilen mit Insecten, stets mit ein wenig Sand behafteten Finocchi bestimmt.

Gegen Bettlergeheul und neugierig zuschauende Augen längst abgestumpft, hielten wir auf diese Weise ein wenn auch nicht lucullisches, so doch zufriedenstellendes und höchst erheiterndes Gelage. Als es zur Bezahlung kam, wunderte uns weniger, daß der dicke schwarze Wirth den sechsfachen Preis verlangte, denn das ist üblich, als daß er dabei eine gewisse trotzige Sicherheit zeigte. Jedoch vertraut mit dem Verfahren in ähnlichen Fällen stellten wir selber die Rechnung auf, indem wir trotz seiner wüthenden Proteste bei jedem Posten die gewöhnlichen Preise zu Grunde legten, im Falle der Ungewißheit etwas höher griffen. Die Summirung ergab ungefähr den vierten Theil der geforderten Summe, und diesen boten wir an. Aber unerhört! Der Mann versuchte nicht ein Drittel oder Viertel oder wenigstens ein Zehntel seiner Ueberforderung zu retten, sondern erklärte mit der betheuerndsten Geberde, die ihm zu Gebote stand, er werde auf dem Geforderten bestehen. Da warf auch unser Sprecher den Kopf zurück, schob die Unterlippe vor und machte, die Fingerspitzen von der Kehle her nach dem Kinn bewegend, die eindringlichste Geberde voller Nichtachtung. Gleich einer juristischen Formel tönten die Worte: „An Eurem Tische habe ich gegessen, auf Euren Tisch lege ich die Zahlung; nehmt sie oder nicht!" Dann wandten wir uns und schüttelten den Staub Majoris von unsern Füßen.

Es war Mittag, als wir Minori erreichten, den Küstenort, welcher neben Amalfi unter den bezaubernden dieses Feenlandes der bezauberndste ist. Daß ich auf eine Schilderung der landschaftlichen Pracht hier wie bei Amalfi verzichte, wird mir der verzeihen, der das Land nicht kennt, derjenige Dank wissen, der die Erinnerung daran in sich trägt; denn er könnte in jeder Schilderung nur einen farblosen Abdruck sehen. Eine Barke führte uns schnell hinüber nach den stolz in das Meer vortretenden zerrissenen Felsmassen des Monte Cerciti, auf denen, wie eine Königin des Meeres hingelagert, Amalfi thront. Weithin blitzten in der Mittagsonne die weißen Gebäude, deren phantastischer Stil gleich den Kirchen- und Burgtrümmern an die Glanzzeit der Stadt unter den kühnen fremdländischen Beherrschern erinnert. Ihr gebührt unbedingt die Krone unter den zahlreichen Rivalinnen an diesem herrlichen Golf; nicht mit Unrecht glaubt fast jeder Fremde unter seinen Reiseerinnerungen eine Ansicht Amalfis mitnehmen zu müssen, die in unzähligen Photographieen, Stichen und Gemälden verbreitet und in jedem Bilderladen zu sehen ist. Aufgenommen ist sie vom Kloster der Kapuziner aus, die auch hier verstanden haben, die schönste Lage — wenn man hier überhaupt noch vergleichen darf — sich auszuwählen. Wie ein Herrenschloß thront das Kloster, zum Theil in den Felsen hineingebaut, scheinbar angeklebt, auf einer Terrasse, überragt und gekrönt von einem riesigen alten Normannenthurm. Als Rahmen des Bildes dient die Veranda des Calvarienberges, an deren laubumrankte Säule ein behäbiger Pater sich anlehnt, auf dessen Gesicht man liest, daß er alle Genüsse seines schönen Wohnsitzes zu würdigen weiß. Zufrieden blickt er auf die blitzende Fluth tief unten zu seinen Füßen, auf die malerischen Lichtcontraste zwischen den Felspartieen und der lebhaften Stadt, auf die Weinberge, welche die Höhen umgürten, und die verwitterten Thürme, die ihre

zerfallenen Mauern allerwärts in der Fluth spiegeln, mahnende Zeugen der wildbewegten Vergangenheit. In stillem Wohlgefallen steht er da, nichts vermissend und nichts weiter begehrend: ein Blick auf dieses Bild erklärt zur Genüge, warum gerade in diesem Lande das Klosterleben eine solche Ausdehnung gewinnen konnte. Gewiß hat die Nähe des Sitzes der geistlichen Oberherrschaft und der fast unaufhörliche Kriegszustand in Mittel- und Unteritalien seit den Zeiten Benedicts von Nursia viel dazu beigetragen, die Klöster dieses Landes mit denjenigen zu füllen, welche in Ruhe sich selbst und höheren Interessen leben wollten. Aber weit folgenreicher war das Klima und die Beschaffenheit des Landes. Es ist eine Erfahrung, die selbst der Fremde nach längerem Aufenthalte an sich macht, daß das Klima erschlaffend wirkt auf die Energie der körperlichen wie der geistigen Thätigkeit, daß es zum süßen Genießen, zum widerstandslosen Hingeben an angenehme Eindrücke, zum dolce far niente einladet, so daß man sagen möchte, das letztere sei der Normalzustand des hier Lebenden. Wenn nun dieser allgemeinen Neigung zum sorglosen und behaglichen Dahinleben sich Stätten von solchen landschaftlichen Reizen öffneten, wie sie unzählige Klöster in Italien darbieten, so hätte es, ungerechnet alle ernsteren Motive, welche dabei ebenfalls ihre Rechnung suchten und fanden, wunderbar zugehen müssen, wenn die stillen Mauern weniger Anziehungskraft ausgeübt hätten. Damit soll weder gesagt sein, daß die Schönheit der Lage allein maßgebend für die Anlage der Klöster gewesen ist; denn es finden sich ihrer genug an reizlosen, ja ungesunden Orten, die lediglich ihrer Wirksamkeit wegen dort angelegt sind; noch kann man behaupten, daß die meisten Klöster Stätten des Müssigganges und Wohllebens gewesen sind, denn die Benedictiner haben zu allen Zeiten den Beweis des Gegentheiles geliefert. Dennoch hat das Klosterleben seinerseits nicht wenig zur Minderung der

Arbeitslust und Arbeitskraft des geistlichen Standes beigetragen, so daß die (noch nicht ganz durchgeführte) Aufhebung nur nützlich wirken und im ganzen Lande Billigung finden konnte.

An der belebten „Marina" von Amalfi ausgestiegen und durch den üblichen Schwarm von Marinari und Lazzaroni glücklich hindurchgedrungen, versicherten wir uns fürerst eines Unterkommens im Albergo dei Cappucini, machten uns aber nach der nothwendigsten Toilette sofort wieder auf, um die Stadt und Umgegend zu sehen.

In der ersteren ist von besonderem Interesse die aller Regelmäßigkeit wie absichtlich entkleidete Bauart. Wie die von den Bergen herabgestürzten Felsmassen und das Steingeröll in der malerischen Schlucht liegen die Häuser zusammengewürfelt durch- und übereinander da. Ein Gewirr von steilen Gassen und Gäßchen, in deren manche nie ein Sonnenstrahl dringt, von Treppen und Durchgängen, von Schwibbogen und steil abfallenden Wänden macht eine Orientirung fast unmöglich. Dagegen bildet jedes neu erklommene kleine Plateau einen neuen überraschenden Blick über die tiefer liegenden Stadttheile hinweg auf das Meer, während hoch oben auf steiler Felskuppe beständig der alte Thurm der Königin Johanna sichtbar bleibt, von dem sie ihre Buhler hinabgestürzt haben soll.

Gleich Salerno einst weit berühmt durch seine Universität und zwar seine juristische Facultät, ist Amalfi, wie jenes, an Umfang, Bedeutung und Bevölkerungszahl nur noch ein Schatten von ehedem. Dennoch sind gerade hier noch so deutliche und charakteristische Spuren der alten Glanzzeit erhalten, daß wenige Städte einen gleich eigenartigen Eindruck machen. Dieselbe Verbindung arabischer, normännischer und einheimischer Elemente, welche, der naturwüchsigen Unterlage entbehrend, so schnell das Normannenreich dem Verfall zuführte, hat in Baudenkmälern und Physiognomie der Stadt wie selbst in Blut und

Sprache — wenigstens gilt das letztere von der Vorstadt Atrani — ganz eigenartige Spuren hinterlassen. Am folgenreichsten für die Stadt war ihre von Justinian bis auf Roger währende Verbindung mit dem oströmischen Reiche. Schon seit ca. 600 unter griechischen Herzögen stehend, durch Schifffahrt und Handel reich und z. B. zur Zeit Karls des Großen mit eigenen Schiffen gegen die Saracenen kämpfend, blieb es auch als kaufmännische Republik — Vorgängerin von Venedig, Pisa, Genua — in enger Verbindung mit Constantinopel. Industrielle Erzeugnisse und Luxusartikel wurden auf den Jahrhunderte lang das Meer beherrschenden Galeeren Amalfis eingeführt; die Goldschmiedearbeiten, Seidengewebe und Salben wurden allein geschätzt, wenn sie von dort kamen, und in einem Industrie- oder vielmehr Kunstzweige scheint Byzanz nur durch Vermittelung Amalfis auch für das übrige Italien unbestrittene und berechtigte Geltung erlangt zu haben. Es ist der Erzguß, der uns an mehreren Kirchenportalen in überraschender Vollkommenheit entgegentritt, so in Salerno, in Monte Cassino, Ravello und Amalfi selber. Für die eleganteste und stilvollste wird die Mittelthüre des Domes von Salerno gehalten, wahrscheinlich zwischen 1100 und 1120 in Constantinopel gefertigt. In 54 Feldern enthält sie vortrefflich reliefirte Ornamente und Heiligenfiguren, der letzteren Gesichter und Hände einst in Silber ausgeführt. Noch älter sind die ganz ähnlichen Thüren der Kathedrale von Ravello, von der ich noch sprechen werde, und der Klosterkirche von Monte Cassino. Von der letzteren wissen wir durch den Geschichtschreiber Leo, daß der berühmte Abt Desiderius sie 1066 in Constantinopel hat gießen lassen, nachdem er die von dort stammenden Thüren an der Kathedrale S. Andrea zu Amalfi gesehen hatte. An dieser Hauptkirche und Hauptsehenswürdigkeit Amalfis lassen sich die Spuren fast aller nach einander herrschend gewesenen Elemente ver-

folgen. Der Stil ist der vom 11. bis 13. Jahrhundert in ganz Italien herrschende romanische, auf einer Verbindung des althergebrachten Basilikentypus mit antiken Formen und hie und da mit den bloß decorativen Elementen der neueren fremdländischen Architectur beruhende Stil. Ihm gehören die dreischiffige Anlage mit der Bogenverbindung der Pfeiler, die drei Absiden und die flache Decke des Mittelschiffes an. Auf byzantinischen Einfluß weisen die Façade und die Portale, auf normännisch-gothischen die Kreuzgewölbe der Vorhalle und der Unterkirche hin, während die phantastischen Ornamente an den Pfosten der Mittelthür und die überaus zierlichen Spitzbogen in der Front der Vorhalle offenbar auf arabische Vorbilder zurückgehen. Auch die Antike hat nicht bloß als Vorbild gedient, sondern zeigt sich in gut erhaltenen Resten verwendet; denn wenn auch die berühmten Säulen aus Paestum, welche in der Vorhalle standen, wegen Gefahr des Einsturzes entfernt werden mußten, so stehen deren noch am Chor, während eine antike Porphyrvase als Taufbecken dient und mehrere Sarkophage das Innere zieren.

Ueber Atrani, gleichsam eine Vorstadt Amalfis und fast noch pittoresker als jenes in die Schlucht hingewürfelt, dessen maurisches Gepräge und seltsamen Dialect man auf die hier zurückgebliebenen Araber Manfreds zurückführt, schlugen wir den Weg in die Valle de' Molini ein. Ich glaube, daß die Unmöglichkeit, den Weg zu finden, welche einer der aufdringlichsten Eseltreiber uns klar zu machen suchte, für den ganz Fremden wirklich vorhanden ist. Unter uns befand sich aber ein mit den labyrinthischen Pfaden dieses Nestes Vertrauter, unter dessen Führung wir die finsteren Durchgänge und halsbrecherischen Felspassagen ohne Fährde hinter uns brachten, um in dem romantischen Mühlenthale aufwärts zu wandern, dem alten Ravello zu.

Einsam, öde und verlassen sahen wir die düstere Veste auf dem Felsgipfel thronen, den wir nach fast zwei Stunden beschwerlichen Steigens erreichten. Bei der Abgelegenheit des Ortes kommen nur wenige Fremde hinauf, und doch verdient er sowohl wegen seiner Erinnerungen als wegen des charakteristischen Gepräges und der unvergleichlichen Lage das höchste Interesse. Starke Mauern und Thürme, ebenso schwarz aussehend wie die aus dunkelm Tuff gebauten verwitterten Häuser der Stadt, erinnern an ihre Bedeutung zur Saracenenzeit, als sie eins der stärksten und gefürchtetsten Raubnester war. Wenn die alten Steine reden könnten, die jetzt widerhallen vom Fuß der Fremden, was würden sie erzählen von Schätzen und geraubten Frauen, die in diese Bergwildniß heraufgeschleppt worden sind, von Kampfgeschrei und wildem Siegesjubel, von den braunen Männern des Südens und den blondhaarigen der fernen Nordsee, die hier im rasselnden Eisenhemd von klirrendem Schwertschlag die Mauern ertönen ließen!

Jetzt ist alles still und todt; die wenigen Hundert Einwohner machten sich so wenig bemerkbar, daß wir mehrere Straßen durchschritten, ohne Jemandem zu begegnen. Vor der Kathedrale S. Pantaleone fanden wir eine Frau, die einsilbig unsere Fragen nach dem Küster beantwortete. Sie ging, um die Kirchenschlüssel zu holen, und eine lange Weile saßen wir am Brunnen, nichts vernehmend als das einförmige Rauschen des fließenden Wassers. Die Alte kam, schloß eine Seitenpforte auf und öffnete dann von innen die gewaltigen ehernen Thüren, die laut einer Inschrift 1179 gefertigt worden sind und zwar von einem Künstler aus Trani nach byzantinischen Mustern. Was den Reichthum an Motiven und die Ausführung der Reliefs betrifft, so scheinen diese, ebenfalls von einem vornehmen Bürger der Stadt gestifteten Portale alle früheren zu übertreffen. Es liegt mir eine Photographie der-

selben vor, welche die vortrefflichen Arabesken und Figuren in den 54 Feldern besser, als wir es damals im Halbdunkel der Kirche vermochten, erkennen läßt. Christus und die Apostel, Heilige, denen meist die Namen beigeschrieben sind, Bogenschützen und Greise sind in merkwürdiger Lebendigkeit ausgeführt. Die interessante lateinische Inschrift im zweiten Felde der siebenten Reihe bedeutet: „Im Jahre 1179 der Fleischwerdung unseres Herrn Jesu Christi. Gedenke, o Herr, an Deinen Knecht Sergius Musetulas und an seine Frau Siglibaude (? ziemlich unleserlicher Name) und seine Söhne Maurus und Johannes und seine Tochter Anna, weil er diese Thür hat machen lassen zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau Maria."

Das Innere der Kathedrale ist ausgezeichnet durch eine der prachtvollsten Marmorkanzeln, deren reicher Relief- und Mosaikschmuck dem an den Ambonen zu Salerno kaum nachsteht. Die sechs gewundenen Marmorsäulen, welche die Kanzel tragen, ruhen auf ebenso vielen aufrecht stehenden, höchst naturwahr ausgeführten Löwen. An den Wänden einer Kapelle sahen wir eine Anzahl in Wachs ausgeführter menschlicher Glieder, die dem Heiligen zum Dank für Krankenheilungen gestiftet waren und nach Aussage der Führerin noch immer durch Berührung heilende Kraft ausüben sollen.

Da es in den hohen Hallen zu dunkeln anfing, so beeilten wir uns nach einem flüchtigen Blick auf eine Madonna von Andrea di Salerno, den Besuch des Palazzo Ruffoli ins Werk zu setzen. Der neben der Kathedrale liegende Haupteingang in den phantastischen Gebäudecomplex war fest verschlossen; ein an der Mauer hinschleichender Bursche erklärte es für unmöglich, gegenwärtig Eintritt zu finden. Dennoch umkreisten wir das schwarze Mauerviereck, hinter dem eine lebhafte Phantasie sich aufs Leichteste ein verzaubertes Schloß vorstellen konnte, so lange, bis eine kleine Gitterthür den Blick in einen selt-

samen Garten gestattete. Nach langem Klopfen und Rufen ließ sich ein schlürfender Schritt hören; eine Art Factotum erschien mit einem Schlüsselbunde und öffnete zögernd und bedächtig die knarrende Pforte. Der wohlgepflegte, mit südlichen Gewächsen reich versehene Garten umgiebt den im 13. Jahrhundert erbauten Palast, der wie kein anderer die feine Grazie und koquette Zierlichkeit des maurischen Stiles zeigt. Der kleine Hof, in derselben Weise wie in den maurischen Palästen in Spanien von den vier Gebäudeflügeln eingeschlossen und in Verbindung mit einer ringsumlaufenden Säulengalerie, die die oberen Geschosse trägt, zeigt eine so geschmackvolle Gliederung, daß man nicht müde wird, die zierlichen Säulenpaare, die reizend verschlungenen Spitzbogen und die wie eine Stickerei Alles überziehenden Ornamente zu bewundern. Daß zwei Seiten der Halle jetzt zugemauert sind und das Ganze ziemlich verfallen aussieht, mindert kaum den lebhaften Eindruck, den gerade das ruinenhaft Düstere durch die Erinnerung an verklungene Zeiten des Glanzes zu machen pflegt. Leider mangelte uns die Zeit, um auch die übrigen Theile des reich mit Marmorsäulen und Verzierungen geschmückten Palastes in Augenschein zu nehmen. Noch ein Blick von der Terrasse des Gartens auf den von der untergehenden Sonne vergoldeten Golf tief unten, auf seine malerischen Küsten, die bis nach Paestum hin sichtbar waren, auf die im letzten Sonnenstrahl schimmernden Thürme und Fenster der in der Fluth sich spiegelnden Städte — dann wurde der Rückweg angetreten. Die Erinnerung aber an diese Aussicht, mit der sich schwerlich eine andere in ganz Italien vergleichen läßt, ist unauslöschlich.

An der Abendtafel in Amalfi fanden wir eine zahlreiche muntere Gesellschaft, zusammengewürfelt aus allen Nationen, aber einig in dem Entzücken über die schönen hier am Golfe verlebten Tage, denn um ihn namentlich drehte sich die Unter-

haltung. Den Rest des Abends verbrachten wir beim herzerfreuenden Glase Falerners, der des alten Ruhmes noch völlig werth ist, in heiterem Geplauder auf der Terrasse des Capuzinerhôtels. Die Mehrzahl der männlichen Gäste widmete sich derselben edlen Thätigkeit, während die Damen sich mit Rücksicht auf die Anstrengungen des nächsten Tages — die meisten wollten über das Gebirge nach Sorrent — bald zurückzogen. Meist waren es deutsche Laute, die das Lachen und Gläserklingen begleiteten, und es war unzweifelhaft, daß auch hier wieder das deutsche Vaterland den ersten Rang einnahm, sowohl was die Zahl, als was das Verständniß seiner Kinder für den echten Genuß anlangte.

Der Abend war unvergleichlich schön. Hinter den Bergen von Salerno stieg der Mond empor und ließ einen silbernen Lichtstreifen über die zitternden Wellen bis zu uns herübertanzen, als wolle er uns hinauswinken in die märchenhafte Meernacht. In täuschende Nähe gerückt lag die jenseitige Küste da, wie ein Schatten glitt zuweilen ein Segel zwischen ihr und uns dahin, jetzt hell leuchtend im Monde, jetzt wieder in Nacht versinkend. Leise schlugen die Wellen den Sand zu unseren Füßen, als küßten sie den Saum des Kleides der stolzen Meereskönigin. Die alten Castelle und Wartthürme, die hoch über uns in den Sternenhimmel ragten und die anderen, die ins Meer vortraten, belebten sich im phantastischen Lichte des Mondes. Auch ihren Fuß umrauschten schmeichelnd die Wellen und umschlangen ihn wie mit funkelnden Perlenschnüren und flüsterten heimlich von dem, was sie in früheren Mondnächten gesehen und wovon kein Erdensohn mehr Kunde habe. Sie sangen das alte Lied von dem ewigen Gleichmaaß, das unter allem Auf- und Abwogen der Menschengeschicke durch die vernichtende, verwehende, begrabende Zeit erhalten wird.



Kennst du das Land?

Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens.

Unter Mitwirkung von

Prof. Dr. G. Floerke, Hektor Frank, Dr. Th. von Frimmel, Hans Grasberger, Dr. Eduard von der Hellen, Paul Heyse, Hans Hoffmann, Dr. Paul Hupfer, Dr. Max Ihm, Professor Woldemar Kaden, Professor Dr. O. Kämmel, Consul A. Kellner, Dr. R. Kleinpaul, Isolde Kurz, Alfred Ruhemann, Prof. Dr. R. Schoener, Dr. E. A. Stückelberg, Professor Dr. H. Thode, Richard Voß und Anderen

herausgegeben von

Julius R. Haarhaus.

Die Sammlung will in zwanglos erscheinenden, einzeln käuflichen Bänden den zahlreichen Freunden des schönen Welschlandes anregenden Lesestoff bieten; sie wird denen, die Italien bereisen wollen, als vorbereitende und belehrende Lectüre dienen, den Reisenden selbst ein unterrichtender und unterhaltender Begleiter sein, den Heimgekehrten frohe Stunden der Erinnerung bereiten, und denen endlich, deren Sehnsucht nach Italien noch keine Erfüllung fand, wenigstens eine ideelle und ideale Brücke zum Lande ihrer Wünsche schlagen.

Die Bände können in drei Ausgaben bezogen werden:

In **broschirter** Ausgabe zum Preise von **M. 2.50**

In braunem **Baedekerband** (besonders bequem zum Mitnehmen auf die Reise) zum Preise von **M. 3.—**

In reichem **Liebhaberband** (als Widmungs- und Erinnerungsgabe) zum Preise von **M. 4.—**

Bisher sind erschienen:

Band I. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** I.: Oberitalien. Von Julius R. Haarhaus.

Band II. **Die Fornarina.** Trauerspiel in fünf Acten. Von Paul Heyse.

Band III. **Volksthümliches aus Süditalien.** Von Prof. Woldemar Kaden.

Band IV. **Rom im Liede.** Eine Anthologie von Gustav Naumann.

Band V. **Aus dem Vatican.** Ernstes und Heiteres. Von Hektor Frank.

Band VI. **Sommerfäden.** Hundstage in Italien. Von Prof. Gustav Floerke.

Band VII. **Aus meinem römischen Skizzenbuch.** Von Richard Voß.

Band VIII. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** II.: Mittelitalien. Von Julius R. Haarhaus.

Band IX. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** III.: Unteritalien. Von Julius R. Haarhaus.

Band X. **Alltägliches aus Neapel.** Von A. Kellner.

Preßstimmen:

Zu der großen Zahl deutscher Büchersammlungen ist in „Kennst du das Land?“ ein Unternehmen getreten, das die volle Aufmerksamkeit aller, die sich für das Land der Sehnsucht aller Deutschen, das schöne Welschland interessiren, vollauf verdient; die Sammlung erfüllt ihre gewiß nicht kleinen und leichten Aufgaben voll und ganz. (Atelier.)

Wie eine Erquickung empfinde ich es, daß ich diese Bücherschau nicht mit dem „Weheruf“ gegen den Materialismus in unserer Litteratur zu schließen brauche. Vor mir liegt ein Häuflein Bücher, allesammt Glieder einer Sammlung, deren Titel verlockend lautet: Kennst du das Land? Aus diesen Büchern dringt es wie lauter Sonnenschein.

(Velhagen & Klasings Monatshefte.)

Hat das Unternehmen sich durch die soeben erwähnten Anfangsbände glänzend eingeführt, so darf man hoffen, daß die weiter zu erwartenden Bände die Höhe behaupten werden, auf welche sich das Sammelwerk gestellt hat.

(Schweizerische Rundschau.)

Ein recht glücklich gewähltes Unternehmen, dem wir viele Freunde wünschen. (Kreuzzeitung.)

Allen Freunden Italiens ist eine Sammlung zierlicher, mit feinem Geschmack ausgestatteter Bändchen gewidmet, deren stimmungsvoller Titel lautet: „Kennst du das Land?“. Die Idee ist ausgezeichnet und hat einen Vater, dessen sie sich nicht zu schämen braucht: Goethe trug sich mit dem Plan, mit seinem Freunde Heinrich Meyer eine Reihe von Bänden zu veröffentlichen, die alles, was er über sein geliebtes Italien zu sagen hätte, enthalten sollten. Und die, welche die Idee jetzt ausführen wollen, können nichts Besseres thun, als sich von dem Geiste des alten Goethe führen lassen. Schon der erste Band liefert uns davon einen schönen Beweis. Wir können der Sammlung die besten Auspicien für die Zukunft verkünden.

(K. F. Koehler's Katalog.)

Jedem hat die Sammlung „Kennst du das Land?" etwas zu bieten; wer will, braucht nur zuzugreifen. Den Einen verhilft sie zum Nachgeschmack des Genossenen, zur Befestigung der Eindrücke und Erinnerungen, den Andern giebt sie einen anreizenden Vorgeschmack, den Dritten gewährt sie in lebhaften Schilderungen einen theilweisen Ersatz für die Freuden der Selbstschau. (Tägliche Rundschau.)

Nach den ersten Worten des schwermuthvoll süßen Mignonliedes hat Julius R. Haarhaus eine von ihm herausgegebene Sammlung betitelt, die nicht blos jedem Romfahrer, jedem, der auch nur in Oberitalien mit offenen Augen und empfänglichem Herzen verweilte, sondern allen Freunden der Literatur, Kunst und Wissenschaft hoch willkommen sein wird. In einer Reihe vortrefflicher Bücher, die auf Italien Bezug haben, soll ein Gesammtgemälde der reichen Kulturentwickelung dieses Landes in ihren mannigfachen Ausstrahlungen entrollt werden. Die Bände fügen sich trotz der Verschiedenheit des Stoffgebietes harmonisch in den Rahmen ein und legen für die Umsicht des Herausgebers vollgiltiges Zeugniß ab. (National-Zeitung.)

Die genannte Büchersammlung kann auf's Wärmste empfohlen werden.

(Didaskalia, Unterhaltungsblatt des Frankfurter Journals.)

Dankbar begrüßen wir dieses Unternehmen, das Allen, die nach Italien reisen, dort sind und gewesen sind, sogar denen, die hin möchten aber nicht können, etwas Willkommenes zu geben wie geschaffen ist. Alle Freunde des sonnigen Italiens werden ihre Freude an den hübschen Büchern haben.

(Leipziger Neueste Nachrichten.)